hbl, stx

[redacted]

3 9153 00706545 3

DC/33.4/I615/1803

Guillaume Imbert de Bourdeau

Fragmente

aus der

Chronique Scandaleuse

von PARIS

vor und während der Revolution.

JERUSALEM.
bei Moses und Comp.
1803.

DC
33.4
.I431S
1803

Teufel Asmodi

und

der Dichter.

Eine Erzählung statt der Vorrede.

Das ist doch eine grimmige Kälte! — seufzte ich in den kältesten Tagen des Januars, wie ich die Feder nicht mehr halten konnte, und stand auf.

Was ist das für eine Vorrede? — höre ich schon einen Recensenten rufen, der noch grimmiger ist wie die Kälte, und ärger pfeift wie der Nordwind — was ist das für eine Vorrede? o weh! da spitzt er schon einen Federkiel zum Dolche, um ihn dem armen Autor in die Brust zu stoßen. —

Geduld, gestrenger Herr, „das Beste kömmt noch!“ pflegte meine Frau Pathe, die Apothekerinn zum goldenen Eichhorn, immer zu sagen, wenn sie mir beim Weggehn noch ein Dutzend

bon bons in die Tasche spielen wollte, und das sage ich auch jetzt der klugen Frau nach. — Geduld also! . . .

Ja wer da Geduld haben könnte! ruft der Recensent wieder, da ist ja kein Sinn? wie hängt denn der kalte Winter mit einer Vorrede zusammen? . . .

Hm, gestrenger Herr, sind Sie ein Meister in Israel und wissen das nicht? Ueber einen kalten Winter schreiet der, dessen Holzboden doch gefüllt ist, wie vielmehr der, dessen Stückchen in den Ofen gezählt werden müssen? Wer einen Pelz hat hüllt sich ein, und der, welcher keinen hat haucht in die Hände.

Ist das die Vorrede? (spöttisch) das Ding sieht ja aus wie ein Bettelbrief?

Sie sind unartig, mein Herr, warum unterbrechen Sie mich immer? Ich wäre sonst schon längst weiter. In Regula sind die beiden letzteren Fälle, nemlich wenig Holz und kein Pelz; immer bei den frommen Dichtern zu finden; hätte

mich nun nicht gefroren, so wäre ich nicht aufgestanden, wäre ich nicht aufgestanden, so wäre aus dieser Erzählung nichts geworden! — Da ist also doch ein größerer Zusammenhang zwischen meiner Vorrede und dem kalten Winter, als zuweilen in ihren kritischen Werken. — Doch exempla sunt odiosa! also zur Sache. —

Das ist eine grimmige Kälte! seufzte ich und stand auf. Der Ofen war kalt, das Fenster noch kälter, und doch wurde ich hier warm. Wie kam das? — Da schlichen kaum halbbekleidete Menschen hin, da schleppte sich eine hoch schwangere Frau mit einen Bündel Holz vorüber, dorthin rauschte ein junger Herr im reichen Schlitten, lieber Gott! — dachte ich — hätten doch die da, was der wegwirft, vielleicht wäre allen geholfen! — Indem trat auch die alte Milchfrau gerade gegen mir über aus der Thür, warf den Sperlingen eine Hand-

voll Brodkrumen, und den Raben einige Knochen hin. Die Vögel hüpften voll Dankbarkeit und Vertrauen herbei, es war ein interessantes Gemälde, die alte Frau und der junge Herr. Bei solchen Gemälden greife ich immer wie mechanisch nach der Feder. Doch wer bezahlt eine solche Scene zwischen einer alten Frau und einem jungen Herren? Ja wäre es ein schönes Mädchen gewesen! denn ohne ein schönes Mädchen geräth keine Erzählung! — Doch meine Phantasie verstand, wie einst Roms Naso, die Kunst der Metamorphosen. Schnell wie ein Gedanke verwandelte sich das wackelnde Kinn des Mütterchens in einen schönen rund geformten Mund mit Rosenlippen; die erst triefenden Augen blickten jetzt feurig umher, und beschämten das schönste Vergißmeinnicht; Rosen und Lilien blüheten auf, um die junge Grazie zu schmücken . . .

Puf! ging es — der verdammte Kerl

mit der Windbüchse schoß mir Sperlinge, Raben, das schöne Mädchen, meine Ideen, alles schoß er mir vor der Nase weg. Nun lief ich wieder hinter meinen kalten Ofen, warf mich in den Grillenstuhl, und war wieder auf demselben Flecke wie vor einer halben Stunde. Zu zehn Büchern wußte ich keine Titel, und wieder zu zehn Titeln wußte ich keine Bücher. Da mag der Teufel Rath wissen! fluchte ich unmuthig und warf die Feder unter den Tisch. Schon wollte ich den ganzen Plunder in den Ofen werfen um mich dabei zu wärmen, als plötzlich an der Thür geklopft wurde.

Wer kann das seyn? dachte ich unruhig, da ich seit mehreren Wochen keinen Besuch gehabt hatte als eine Maus die meine Einsamkeit und mein Brod mit mir zu theilen pflegte. Es klopfte wieder, ich erschrack noch mehr, o gewiß ist es dein habsüchtiger Wirth! nun wird er auch den Mantel haben wollen,

wie er schon den Rock geholt hat! ... ich hüllte mich geschwind fest in meinen Mantel, um ihn gegen einen Anfall des Marokkaners zu schützen, und nun sagte ich mit allem Muthe, den ich hatte, ein lautes Herein!

Bon soir, mon Cher, sagte ein dicker Mann. Jetzt erholte ich mich etwas, denn mein Wirth, dem vermuthlich die fetten Speisen eben so wenig bekamen, wie seinen Gästen die mageren, war kein dicker Mann. Doch darum verlor sich meine Verlegenheit nicht ganz, denn ich hatte von Kindesbeinen an immer eine große Furcht vor die dicken Männer, die oft Hab und Guth andrer Menschen, ja nicht selten ganze Länder in ihren Backentaschen herum tragen. —

Fürchte dich nicht! ächzte jetzt der Dicke mit den Posaun-Backen, und kam näher: Du hast mich gerufen.

Noch immer wußte ich nicht, wofür ich den Ehrenmann halten sollte; die Peripherie seines Bauchs und das Speck-

gesicht ließen mich vermuthen, es sey ein weiland französischer General-Pächter, doch der schwarze Mantel schien einen deutschen Prälaten zu verkündigen. In dieser Meinung hob ich verlegen an, was befehlen Euere Hochwürden? . . .

Hi! hi! hi! . . . kicherte der Dicke, schlug den schwarzen Mantel zurück, und ließ mir ein rothes Scharlachkleid mit Stern und Orden sehen.

Himmel! wie erschrack ich über meinen Irthum, und in der Geschwindigkeit warf ich ihm ein Paar Excellenzen an den Kopf.

Der Dicke lachte noch mehr, kam immer näher, und warf zuletzt seine theure Last dicht neben mir auf den Stuhl nieder.

Doch jetzt, der Athem blieb mir stehen, stand unter dem schwarzen Mantel der allerliebste Pferde-Fuß hervor, nebst allen Insignien des leidigen, — — Gott sei bei uns! . . . des Teufels! . . . Ich dachte an den unbesonnenen Ausruf vor

einer Stunde, und that einen Stoßseufzer für meine arme Dichter-Seele.

Du willst einen Rath von mir, hob jetzt der Dicke an, sag her was Dir fehlt? Ich bin Asmodi, genannt Lucifer, der Schutzteufel der Belletristen.

Nun protestirte ich aus Leibeskräften gegen die Ehre, ein Belletrist zu seyn, das half alles nichts, Asmodi versicherte, er habe mich auf seiner Liste, sprach so viel von le sage, von Voltair und andern Dichtern, die seinen Schutz genossen hatten, daß er mir dadurch ein Herz machen wollte. Er demonstrirte sogar mit vieler Gelehrsamkeit, daß lucifer so viel hieße als ein Verbreiter der Aufklärung, und daß er daher schon seit langer Zeit der Stifter und Präsident des Illuminaten-Ordens sey.

Gegen diese Ehre protestirte ich nun noch mehr, doch was hilft das protestiren gegen einen Teufel? Asmodi beharrte auf seinem Sinne, und um mich noch

mehr zu ängstigen, rückte er mir immer näher. Er hatte mit den ungebetenen Gästen die unverschämte Gewohnheit gemein, da gerade am längsten zu bleiben, wo er am wenigsten gern gesehen wurde. Der Angstschweiß trat mir vor die Stirn, kein Wunder, ich hatte, wie die meisten Philosophen, immer gegen eine solche sichtbare Existens des Teufels disputirt, mich doch wohl auch heimlich ein wenig gefürchtet, und nun saß gerade der schlimmste von allen Teufeln, Lucifer, in höchst eigener Person vor mir.

Warum zitterst Du? Cynthie! fragte Asmodi mit dem gnädigsten Grinsen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen bei dem fremden Namen, so heiße ich nicht! rief ich triumphirend.

Das weiß ich, Du bist * (hier nannte er meinen Namen) aber um Dir ein Compliment zu machen, so habe ich Dich Cynthius genannt, denn bei mir erhält jeder Dichter einen fremden Namen.

Das war doch abscheulich, für meine paar Romane, bei denen ich ohnehin noch so gefroren hatte, sollte ich nun gar gebraten werden?

Asmodi errieth meine Gedanken, und sagte scherzend: es ist nur ein Ehrenbesuch. Bei den Worten fuhr er mit einem Packete unter dem Mantel hervor: da nimm das, es ist ein guter Rath.

Schon glaubte ich das liebe gelbe Gold vor mir glänzen zu sehen, doch es war nur Papier. Was soll ich damit? fragte ich halb laut mit einem unzufriedenem Blicke auf meinen Schreibtisch. Indeß warf ich doch einige Blicke in das Buch, und da begriff ich schon, daß das Publikum lieber eine Chronique scandaleuse lesen würde, als eine Erbauungs-Schrift. Asmodi nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen, Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen.

Aber die Recensenten werden mich auf die Finger klopfen? fiel ich besorgt ein.

Pah! die sind auch Sünder, heimlich lesen sie die Bücher am liebsten, gegen die sie laut am meisten schreien, das weiß ich, die Herren stehen auf meiner Liste.

Die Recensenten? (ungläubig)

Auf Kavalier Parole, gieb das Buch heraus, Cynthie, mit den Recensenten hab ichs zu thun, clericus, clericum non decimat, ich stehe für die fünfte Auflage. Das glaubst Du wieder nicht? Gut, halte ich nicht Wort, so streiche ich Dich über ein Jahr wieder aus meiner Liste.

Das war ein Wort des Trostes! — Um also der Verdammung zu einem Illuminaten zu entgehen, übernehme ich die Herausgabe einer chronique scandaleuse von Paris? — Das Ding scheint unvernünftig zu seyn, doch dafür ist es auch eine Wette. —

Da auch Teufel zuweilen großmüthig zu seyn pflegen, so hatten Herr Asmodi gnädigst geruhet, mir dies Werkchen zu schenken, zu dem ich höchstens nur eine

Vorrede zu schreiben brauchte, um es ins Publicum zu schicken. Doch da das Buch nicht von mir ist, ich auch den Verfasser nicht kenne, so wollte ich lieber den Vorfall actenmäßig erzählen. Ob Asmodi seine Documente aus dem höllischen Archive genommen, oder vielleicht gar ein plagium begangen hat? — Dies ist meine Sache nicht, er mag es mit den Recensenten ausmachen, von denen er glaubt, daß sie ihm kein Auge aushacken würden; ich wasche meine Hände in Unschuld, wie Pilatus, und kann mit einem körperlichen Eide erhärten, daß ich auch nicht eine Zeile von dem Buche geschrieben habe. Im übrigen verweise ich jedermänniglich, der Forderungen daran zu haben vermeint, oder auch Recensenten, die sich vielleicht getroffen fühlen, an Herren Asmodi Lucifer. —

Geschrieben am 9ten Februar 1803, morgens drei Uhr, hinter meinen kalten Ofen. —

Frankreich
unter den Königen.

Mit Recht ist die Aufmerksamkeit von ganz Europa jetzt, und bereits seit verschiedenen Jahren, auf Frankreich gerichtet; allein man vergesse nur die ehemalige Monarchie nicht gänzlich über die jetzige Republik. Darum, weil sie nicht mehr auf dem politischen Theater existirt, darf sie nicht als ein altes aus der Mode gekommenes Hausgeräth betrachtet werden, das man für unbrauchbar erklärt, und in einen Winkel wirft, um es dem Moder und der Vergessenheit zu überlassen. Sie ist zu Grabe getragen worden, diese Monarchie, aber ehrenvoll — unter dem tausendfachen Donner der Kanonen, mit einer zahllosen Begleitung und einem wahrhaft königlichen Pomp —

denn Könige lieferten die Kosten dazu. Allein sie lebt noch da, wo alles was groß, erhaben, merkwürdig ist, lebt und immer leben wird — in der Geschichte. Auf diesem Schauplatze der Tugenden und der Laster, der menschlichen Schwachheiten, Verirrungen und Leidenschaftan spielen die bewunderten, gefürchteten oder verabscheuten Helden, so wie ehemals vor ihren Zeitgenossen, ihre Rollen noch immer vor der Nachwelt, belehren, warnen, reizen zur Nachahmung, und werden von dieser oft besser und richtiger beurtheilt als von jener, weil ihre Handlungen und die Triebfedern derselben mehr im Ganzen übersehen werden können, als zur Zeit ihrer irdischen Wallfahrt, wo viele Zuschauer theils selbst noch nicht wußten, wie sie mit ihnen daran waren, theils vom Schein zu sehr geblendet wurden, um die Gegenstände genau beobachten zu können. Ueberdies — und dieses ist eine Hauptsache — hat der Erfolg, dieser unbestechbare Richter, bereits über ihre Unternehmungen abgeurtheilt, und sie entweder unter die Zahl der löblichen, der unklugen, oder der schändlichen geworfen. Wir wollen dadurch keinesweges behaupten, daß die Ab-

sicht irgend einer Handlung nach dem Erfolg derselben zu beurtheilen sei — im Gegentheil, die Erfahrung hat nur zu oft gelehrt, daß jene gut, vortreflich seyn könne, dieser aber ihr nicht im geringsten entspricht, so wie auf der andern Seite oft etwas gutes aus einer sehr unreinen Quelle entspringt. Indeß ist doch so viel gewiß, daß die Zeit allein darüber entscheiden, und bestimmen kann, welche Wirkung diese oder jene Unternehmung, und ob sie die erwartete, oder eine ganz entgegengesetzte hervorbrachte; ingleichen welchen Einfluß sie nicht blos unmittelbar, sondern oft erst auf die Kinder, Enkel und spätern Nachkommen derjenigen hatte, welche Augenzeugen oder Gegenstände derselben waren.

Wir wollen daher einige Personen und Scenen aus der königlich-französischen Geschichte aufführen, in der Hofnung, unsern Lesern dadurch eine Unterhaltung zu verschaffen. Aber nicht diese allein — sie werden auch dem Denker Stoff genug zu Betrachtungen darbieten, und die Ueberzeugung gewähren, daß die Begebenheiten unsrer Tage nicht die Wirkung eines plötzlichen Zusammenflusses unvor-

hergesehener Umstände waren, sondern daß der Keim dazu schon längst vorhanden war — Im Innern eines ungeheuren Vulcans glühte die nach und nach immer mehr angehäufte Feuermaterie; es gebrach ihr endlich an Raum, sie strebte sich einen Ausgang zu verschaffen, der Gegendruck ward schwächer, eine Kleinigkeit setzte sie in Bewegung, und die Explosion erfolgte. Wenn man z. B. folgende Schilderung von Frankreich gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV, als Meaupeou und Aiguillon ihre Verderben bringenden Rollen spielten, und an der Spitze der Geschäfte standen, liest: Der Minister, der dieses Königreich beherrscht, glaubt sein Heil in dem allgemeinen Umsturz aller Stände und Ordnungen des Staats zu finden. Es scheint, daß er blos deswegen in seinen Unternehmungen fortfährt, um endlich in den Unglücklichen, die er unterdrückt, die Empfindung zu erregen, daß sie Menschen sind, und daß ihre Ketten auch ihre Tyrannen fesseln können, wenn sie Muth genug haben, sie ihnen anzulegen — Sollte man da nicht glauben, daß dies ein Prophet geschrieben hätte, dessen Weissagung nun pünktlich eingetroffen ist?

Die Streitigkeiten zwischen der vollziehenden Gewalt in Frankreich, dem König, und den Parlamentern, hatten schon oft das ganze Reich in Bewegung gesetzt. Die Finanzen geriethen immer mehr in Unordnung, die Zuflüsse wurden schwächer, in der Maaße wie die Verschwendungen des Hofs sich vergrößerten, und es gebrach oft an Mitteln, sie zu befriedigen. Das Volk schmachtete unter der Last der Abgaben und unter dem Druck des Elends, das seine besten Kräfte aufzehrte, und dem tausend brave Bürger und Landleute als Opfer fielen, weil ihre Existenz ihnen aus Verzweiflung über ihre Lage sehr gleichgültig geworden war, und sie den Muth verloren hatten, für die Erhaltung derselben zu sorgen. — Wir sehen in unsern Tagen ein ähnliches Gemälde in dem Zustande Englands und seiner Bewohner, doch mit dem für diese letztern noch sehr vortheilhaften Unterschiede, daß der ausgebreitete Handel und die noch nicht ganz zu Grunde gerichteten Fabriken der allgemeinen Thätigkeit noch Spannkraft genug geben, um das Uebel wenigstens minder fühlbar zu machen. — Auch diese großen Zweige der öffentlichen Wohlfahrt lagen in

Frankreich theils danieder, theils waren sie nicht hinlänglich, um einen großen Theil der mittlern und die ganze niedere Volksclasse vor Mangel und der äußersten Dürftigkeit zu schützen. Kam nun noch Theurung oder wohl gar Hungersnoth dazu — Fälle, die eben nicht selten eintraten — so war das Elend gränzenlos und unaussprechlich.

Dem ungeachtet hörte man nicht auf, das Volk mit neuen Abgaben zu beschweren — man brtrachtete es als einen Schwamm, den man so lange drücken müßte, als er noch einen Tropfen Feuchtigkeit enthielte. Der Hof brauchte Geld, die gewöhnlichen ungeheuern Einkünfte reichten nicht mehr hin, was war also natürlicher, als sie durch wiederholte Erpressungen zu vermehren, da man jeden Gedanken an Einschränkung verabscheute, oder vielmehr gar keinen Sinn dafür hatte? Geschmeidige Minister und erfinderische Financiers wußten für jedes Uebel Rath, und boten wetteifernd die Hände, um ihm abzuhelfen — sie beredeten den König, daß man nur fordern dürfe, um alles zu erhalten was man brauche, und daß seine Unterthanen es

sich nicht nur für eine Ehre schätzten, ihn in seinen Bedürfnissen zu unterstützen, sondern es auch ohne die geringste Beschwerde thun könnten, da sie theils in Ueberfluß, theils in Wohlstand lebten. Man befolgte diesen Rath sehr gern, und befand sich eine Zeit lang wohl dabei, bis endlich die Klagen in eben dem Verhältnisse lauter wurden, als die Quellen immer mehr versiegten.

Jetzt hielten sich die Parlamenter für berechtigt, sich ins Mittel zu legen. Sie waren die Schutzmauer des Volks gegen die Anmaßungen und Bedrückungen des Hofs, und daher jenem sehr theuer. Der König konnte keine neuen Auflagen machen, ohne sie vorher bei den Parlamentern registriren zu lassen, und sie erhielten erst durch diesen Act ihre volle Gültigkeit. Bei den wiederholten und ausschweifenden Forderungen des Hofs bedienten sie sich daher einigemal ihres Rechts, thaten die demüthigsten aber kräftigsten Vorstellungen, schilderten die Lage des Volks wie sie in der That war, und baten den König, es zu schonen. Fruchteten diese nichts — wie dies gewöhnlich der Fall war — so weigerten sie sich, die kö-

niglichen Edicte zu registriren, und boten allen Befehlen Trotz. Das Volk war jedoch darum leider nichts gebessert. Der König hob die Parlamenter auf, die widerspenstigen Mitglieder wurden durch lettres de cachet verhaftet oder verbannt, ihre Beschlüsse aus den Protocollen ausgestrichen, und die Regierung that nun was sie wollte, ohne sich weder an das Geschrei der Magistratspersonen, noch an die Klagen der Unterthanen zu kehren — alles aus dem in Frankreich einmal angenommenen Grundsatze, daß die Parlamenter durchaus und lediglich von der königlichen Gewalt abhingen. Die armen Aufgeopferten mußten dulden, und das konnten sie — aber nicht schweigen; denn nun ergoß sich stets ein Strom von Bonmots, Satyren und Schmähschriften gegen die Urheber dieser Gewaltthätigkeiten, den Hof, die Minister und die Anhänger der Regierung, durch die sie in ihrem wahren Lichte dargestellt wurden. Dies war die einzige Rache, zu der man sich berechtigt hielt, und man fand einigen Trost darin. Glücklich war der König, so lange die Franzosen ihr Misvergnügen und ihre Unzufriedenheit auf keine andere Art äußerten —

mußte man diese feurige Nation aufs äußerste treiben, um sie endlich dahin zu bringen, eine blutige Rache an ihren Unterdrückern zu nehmen?

Nie war der Streit zwischen der Regierung und den Parlamentern heftiger und ernstlicher, als unter Ludwig XV in den Jahren 1770 und 1771. Die Veranlassung dazu war ein Proceß gegen den berüchtigten Herzog von Aiguillon, den das Parlament von Paris mit Eifer betrieb, und den der König unterdrücken wollte. Die Sache wurde immer ernsthafter; die stärksten Drohungen des Königs konnten das Parlament nicht vermögen, demjenigen im geringsten zuwider zu handeln, was es für seine Pflicht hielt. Die sämtlichen Prinzen von Geblüte nahmen dessen Partei, und zogen sich dadurch die Ungnade des Königs zu. Endlich setzte das Parlament alle seine Geschäfte aus und versammelte sich nicht mehr. Dies war die Losung zum gänzlichen Bruch. Am 20sten Januar 1771 vor Tages Anbruch stürmten Mousquetairs in die Wohnungen der Parlamentsglieder ein, und überbrachten jedem eine Lettre de Cachet, worin ihnen eine cathegorische Erklärung abge-

fordert wurde, ob sie ihre gewöhnlichen Verrichtungen wieder antreten wollten oder nicht. Die Antwort war einstimmig: Nein. Hierauf erfolgte die gänzliche Auflösung des Parlaments, die Mitglieder desselben wurden durch andere Lettres de Cachet in verschiedene entfernte Provinzen des Königreichs verwiesen, und ein neues errichtet, das gänzlich von dem Willen des Königs abhing, und deshalb das Hofparlament genennt wurde. Gleiches Schicksal erfuhren kurz nachher mehrere Parlamenter im Königreiche, welche in ihrer Widersetzlichkeit beharrten.

Die Absicht des Hofs wurde dennoch nur halb erreicht. Niemand erschien vor dem neuen Parlamente, um etwas zu verhandeln, oder eine Rechtssache anzubringen, und erst in der Folge gab sich das von selbst. Den Prinzen von Geblüt, welche sich mit Eifer der Sache des alten Parlaments annahmen, und einander feierlich versprachen, niemals den Sitzungen des neuen beizuwohnen, wurde der Hof verboten. *) Die Hauptperson bei allen diesen

*) Sie und sechszehn Pairs würden sogar verwiesen worden seyn, wenn sich der Kanzler nicht gefürchtet hätte. Der Prinz von Soubise gab ihm zu

großen Ereignissen war der Kanzler Meaupeou, der sich das unumschränkte Vertrauen des Königs erworben hatte, unter dessen Auspicien sich das Hofparlament versammelte, der selbst an der Spitze desselben stand, und daher den allgemeinen Haß auf sich lud. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß nicht leicht ein Mensch so durchgehends von allen Ständen und Classen des Volks ist verabscheut worden, als diese Magistratsperson während dieser Epoche, und so lange sie am Ruder der Geschäfte stand. — So viel haben wir zu besserer Verständlichkeit des Folgenden anführen zu müssen geglaubt.

verstehen, daß, wenn er durch diesen Schritt seine Absichten nicht völlig erreichte, er ohne Rettung verloren seyn würde. Er hielt es daher zuträglicher für sich selbst, seinen Zorn zu mäßigen.

Der Hof brauchte, wie gewöhnlich, Geld, und die Minister wußten, wenigstens in der Geschwindigkeit, keins aufzutreiben. Der König war verdrüßlich und klagte einst gegen den Marschall von Biron über den Mangel und die Unordnung, die in seinen Finanzen herrschten. Dieser ergrif die Gelegenheit und schlug ihm sehr ernsthaft ein Mittel vor, wie er drei Millionen Thaler, ohne einige Kosten, die sonst mit Auflagen und deren Erhebung verbunden wären, an einem einzigen Tage, unter dem Zujauchzen des ganzen Volks, das sich Haufenweise hinzudrängen würde, um ihm dieses Geld zu überbringen, erhalten könnte. Ludwig horchte hoch auf und war begierig dies Mittel zu wissen. „Lassen Sie nur," erwiederte der Marschall, „einen hohen Galgen in „einer großen Ebne aufrichten und den Kanzler „daran hängen, und nehmen Sie von jedem „Zuschauer einen Thaler; Sie können versichert „seyn, diese Operation wird Ihnen zum we„nigsten drei Millionen einbringen." — Dies Bonmot wurde bekannt und gefiel außerordentlich; man war von dem Gedanken entzückt, den Kanzler auf Subscription — wie man es nennte — hängen zu sehen. — Wie

glücklich würden sich unsre Autoren und ihre Hebammen schätzen, wenn man ihnen bei ihren literarischen Unternehmungen, die sie auf Pränumeration und Subscription ankündigen, nur den zwanzigsten oder einen weit geringern Theil eines solchen Gewinns versprechen könnte!

An dem Haß gegen das neue Parlament nahm sogar der Pariser Henker Theil. Dieser verweigerte ihm seine Dienste, als es derselben bei Vollstreckung eines Urtheils bedurfte, unter dem Vorwande, daß er sich von seiner alten Gesellschaft nicht trennen könnte, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten. Er wurde deshalb ins Gefängniß gesetzt, und seine Weigerung gab Anlaß zu dem Sprichwort: Ehrlich wie der Henker; und zu dem Bonmot: Man hätte dem ersten Gerichtsdiener des alten Parlaments die Stelle des ersten Präsidenten im neuen angetragen, der sie aber ausgeschlagen hätte.

Schon seit geraumer Zeit waren die Jesuiten in Frankreich äußerst verhaßt; der dasige Hof arbeitete in Vereinigung mit dem spanischen ununterbrochen an der Aufhebung dieses Ordens, die endlich auch unter dem berühmten Ganganelli (Clemens XIIII) erfolgte. Man kann sich also leicht vorstellen, daß es niemanden zur Empfehlung gereichte, wenn man ihn eines vertrauten Umgangs mit Gliedern dieses Ordens beschuldigte, am wenigsten aber Personen von gewissem Range, die mit dem Hofe in irgend einer Verbindung standen.

Der Kanzler machte dem Herrn von Sartine, damaligem Polizeilieutenant, Vorwürfe, daß er die Pflichten seines Amts nicht gehörig erfüllte, weil er nicht in Erfahrung bringen könnte, wer gewisse Zettel bei der Tafel des Königs unter dessen Serviette gelegt hätte — In diesen Zetteln war nämlich Ludwig von verschiedenen Dingen benachrichtigt worden, über welche Minister und Günstlinge ihre Gebieter so gern in Unwissenheit lassen.*) „Mein

*) In einem dieser Zettel, der mit äußerster Heftigkeit geschrieben war, befand sich unter andern die außerordentliche Drohung, daß, wenn der König nicht

Herr," versetzte Sartine, „um Ihnen zu zei-
„gen, daß ich mein Amt gut verwalte, will
„ich Ihnen sagen, daß Sie vor zwei Tagen
„mit zwei verkleideten Jesuiten zu Abend ge-
„speist haben, daß diese nämlichen Jesuiten
„gestern früh bei Ihnen gewesen sind, und
„daß ein dritter, den man vorher noch nie be-
„merkt hat, Ihnen heute einen Besuch ge-
„macht hat." — Meaupeou schwieg und bat den Polizeilieutenant, auch zu schweigen. Wahrscheinlich that er dies nicht, denn nun erzählte man einander in Paris — um diese Zusammenkünfte auf einer weit gehäßigern Seite darzustellen — der Kanzler würde sich alle Frauenzimmer zu Feinden machen, weil er mit einigen Jesuiten in höchst unnatürlichen und schmutzigen Verbindungen stände, wobei er auf der That ertappt worden wäre, welches

vorsichtig in seinen Handlungen wäre, man ihn nach St. Lazarus, und seine Maitresse ins Hospital schicken würde. Der Polizeilieutenant gab sich die größte Mühe, den Urheber zu entdecken, allein vergebens. Viele Personen wurden ins Gefängniß geworfen. Die Feinde von Choiseuls Parthie bedienten sich dieser Gelegenheit zum Vorwande, alles, was sich noch davon bei Hofe befand, zu entfernen, oder ins Verderben zu stürzen.

ihm auch der Polizeilieutenant öffentlich ins Gesicht gesagt hätte.

Der Kanzler schickte einst zu dem Prinzen von Conti, um ihn um eine Audienz zu bitten; dieser ließ ihm aber sagen, er würde ihn nicht eher als auf dem Greve-Platz sehen.

Die Universität von Paris führte in ihren Patenten den Titel: Aelteste Tochter des Königs, und hatte das Recht, ihm, wenn sie es nöthig fand, Vorstellungen zu thun. Dafür aber, setzte man hinzu, hat der König, als Vater, das Recht, ihr die Ruthe zu geben. Das ganze Corps dieser Universität begab sich während dieser Crise, die der Streit mit den Parlamentern verursachte, nach Versailles, um dem Könige die unglückliche Lage zu Gemüthe zu führen, in welche das Reich dadurch versetzt würde. Man erzählte von dieser Audienz und von deren Resultat folgendes: Der Rector, ein Mann der von Gelehrsamkeit

keit strotzt, hat in seiner Rede an den König aller der traurigen Catastrophen Erwähnung gethan, welche sowohl in der alten als in der neuern Geschichte auf Revolutionen gefolgt sind; er hat sogar die Geschichte von vierzig Königen erzählt, die durch ihre Günstlinge verblendet und ins Verderben gestürzt worden sind. — Diese lehrreiche Abhandlung bestand aus drei Theilen und diese aus hundert Unterabtheilungen, und endigte sich von Seiten des Rectors mit Thränen, und mit einem starken Kopfschmerz von Seiten des Königs, der zum Glück für die Nation alsdann in den kleinen Zimmern *) speiste, und sie nachher verließ, um diese Harangue in Ruhe zu verdauen. — Der Kanzler hat der ganzen Deputation die Ruthe geben lassen, um sie dadurch zu reizen, recht oft wieder zu kommen.

Der Kanzler war auch einigemal in Gefahr, ermordet zu werden. Einmal wollten ihn einige Schüler des Collegiums der vier

*) Das heißt, mit seiner Maitresse und seinen Günstlingen.

Nationen bei einer Barriere von Paris mit Steinen todt werfen; die königlichen Beamten retteten ihn. Ein andermal hatte man in dem Kutschkasten seines Wagens vierzig Pfund Pulver verborgen, und einer seiner Bedienten sollte ihn in die Luft sprengen. Der Anschlag wurde aber verrathen, der Bediente ins Gefängniß gesetzt, und sollte auf die Folter gebracht werden; allein man fand den Unglücklichen schon zwei Stunden nach seiner Verhaftnehmung tod.

Indem der Kanzler die Klötze, die er mit dem Namen von Parlamentsgliedern beehrt, in ihre Stellen einführte, hat er sie feierlich schwören lassen, niemals etwas anderes zu sehen noch zu hören, als das was der König will. Er hat ihnen in zwei Reden, die voll Sophismen waren, erklärt, daß, wenn der König auch ihre Vorstellungen nicht läse, sie ihre Pflichten schon dadurch hinlänglich erfüllt hätten, daß sie sie überreichten. Er fügte hinzu, daß die Obrigkeiten die höchste Gewalt zu Rathe ziehen müßten, um die Gerechtigkeit zu

handhaben, und daß der Souverain sie nicht auszuüben brauche, als wenn sie sich mit seinem Vortheil vertrüge, und nach seinem Geschmack wäre; sie sollten also zu ihrem eignen Nutzen und zum Besten des Volks in ihrem Stillschweigen und in ihrer Blindheit beharren.

Verschiedene Mitglieder des neuen Parlaments, unter andern der Herr von Montpesat und der Herr von Bonnaire, fanden ihre Stellen so ehrenvoll, daß sie dieselben wieder niederlegten, nachdem sie sie erst acht Tage zuvor angetreten hatten.

Ein monarchischer Staat war, nach der Meinung des Kanzlers, ein Staat, in welchem der Fürst das Recht über Leben und Tod aller seiner Unterthanen hat, wo er Eigenthümer alles Vermögens und aller beweglichen und unbeweglichen Güter in seinem Reiche

ist, *) wo die Ehre auf willkührliche Grundsätze gebaut ist, eben so wie die Billigkeit, die stets dem Interesse des Souverains nachstehen muß. — Der gute Mann lebt nicht mehr, ohne Zweifel zu seinem Glück, aber seine Grundsätze sind nicht erloschen. Wir hören sie noch täglich aus dem Munde seiner Landsleute, die mit Worten und Handlungen für die Wiederherstellung der unumschränkten Monarchie streiten, und bis dahin uns die Ehre erzeigen, sich von uns ernähren zu lassen.

Die Zinsen der Staatsschulden waren herabgesetzt worden, man befürchtete sogar den Verlust der Capitale, und machte daher schon im voraus die Nachricht bekannt: Man erwartet täglich ein Edict, wodurch die sämtli-

*) Le Tellier, Beichtvater Ludwigs XIIII, ein Jesuit, hatte dem Monarchen ebenfalls die Meinung beizubringen gesucht, er sei Herr und Eigenthümer aller beweglichen und unbeweglichen Güter im Königreiche — Was Wunder, daß dieser endlich sich in der That dafür hielt, und die schöne Lehre befolgte?

chen Staatsschulden für nichtig erklärt werden, indem der Kanzler sich auf die Privilegia der Minderjährigen beruft, unter dem Vorwande, daß das Königreich noch in der Kindheit sei.

Ein witziger Kopf machte bekannt, daß die französische Akademie einen außerordentlichen Preis, bestehend in einer goldenen Medaille 1200 Livres an Werth, für die beste Abhandlung ausgesetzt hätte, in welcher der Verfasser am klärsten beweisen würde, daß der Herr Kanzler ein rechtschaffener Mann, die Gräfin von Barry eine achtungswerthe Frau, der Herzog von Aiguillon unschuldig *) sei, daß der Marschall von

*) In dem Processe, dessen wir oben erwähnt haben Der Herr von Chalotais, ein ehrwürdiger Greis von 74 Jahren, hatte die Rachsucht des Herzogs erregt, indem er sich den ungerechten und despotischen Handlungen desselben, die er als Gouverneur von Bretagne verübte, widersetzte. Aiguillon brachte eine ungegründete Klage gegen ihn an, und ließ ihn sogleich in Verhaft nehmen. Der unglückliche Mann wurde aus einem Gefängniß ins andre geschleppt und endlich in das Schloß zu Morlaix gebracht, wo der Herzog sich

Richelieu nicht stinke, und der Herzog von Vrilliere Verstand besitze. Sollten die Verfasser Bedenken tragen, sich zu erkennen zu geben, so würde der Preis an die angegebene Addresse geschickt werden.

---

seines Einflusses bediente, um ein falsches Gericht über ihn niederzusetzen, das aus lauter Bösewichtern und Creaturen des Herzogs bestand, die das Amt eines Richters nie bekleidet und eben so wenig ein Recht dazu hatten. Bestochene Zeugen wurden abgehört und auf ihre Aussagen der Beklagte zum Tode verurtheilt. Schon war das Schaffot errichtet, auf dem er sterben sollte, als das Parlament von Bretagne Nachricht von diesem abscheulichen Verbrechen erhielt. Es theilte sie sogleich dem Herzog von Choiseul mit, der augenblicklich einen Courier abschickte, um allem weitern Verfahren Einhalt zu thun. Der Herr von Chalotais wurde nun einstweilen nach der Bastille gebracht; aber nun fing das Parlament von Rennes, das verbannt gewesen, jetzt aber zurückberufen worden war, einen Proceß gegen den Herzog von Aiguillon wegen jener Schandthat an. Er wurde bei dem Parlamente von Paris anhängig gemacht, und eifrigst betrieben, bis der König ihm durch einen Machtspruch zum Besten des Herzogs ein Ende machte.

Ein anderer verbreitete die Nachricht, der Kanzler arbeite mit großer Emsigkeit an einem Werke, das in kurzem unter dem Titel: „Lexikon der Verbrechen“ erscheinen würde. Dies geschähe, um seine Unternehmungen durch Vergleichungen mit andern zu rechtfertigen, indem er zeige, daß es von je her Böswichter in der Welt gegeben habe; jedes Jahrhundert würde ihm eine oder zwei Entschuldigungen darbieten. Dieses Buch wimmele von solchen Zügen aus der Geschichte des Sylla, des heiligen Ludwigs, Peters des Grausamen, Ludwigs XI, des Cardinals Richelieu ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Der Herr von Jarente, Bischof von Orleans, beredete Madame Adelaide, Tochter des Königs, sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen und ihn um die Entfernung des Kanzlers zu bitten. Der König wollte durchaus wissen, auf wessen Antrieb sie dies thäte. Sie gestand es endlich, und der Bischof erhielt sogleich eine lettre de cachet, welche ihn nach seiner Abtei St. Vincent von Mans verwies, und ihm

nur 24 Stunden Zeit erlaubte, um seine Sachen in Ordnung zu bringen.

Man behauptet, daß, wenn das Ministerium des Herrn von Choiseul noch zehn Jahre länger gedauert hätte, er nach und nach alle geistlichen Orden und die Bettelmönche, die sein Fall allein auf dem Thron des heiligen Franciscus erhalten hätte, würde abgeschaft haben; wenn aber der Kanzler, der den heiligen Ignatius, den heiligen Franciscus Xaverius wieder in den Besitz der göttlichen Ehrenbezeugungen, deren sie seit zehn Jahren beraubt gewesen wären, gesetzt hätte, einst vom Ruder der Geschäfte entfernt werden sollte, sein Sturz den Untergang aller Scheinheiligen, die ihr Haupt wieder empor heben, und alles Lumpengesindels in Frankreich nach sich ziehen würde.

Die Prinzen vom Geblüt legten eine Protestation gegen die Aufhebung des Parla-

ments ein. Von dieser Protestation sagte man, sie sei gerichtet gegen alles, was ein alter Marschall von Frankreich, (Richelieu) der ein Narr — ein kleiner Herzog, (Aiguillon) der ein Schwachkopf — und eine Magistratsperson, (Meaupeou) die ein Bösewicht wäre, gethan hätte. Dieses Bündniß wurde in Frankreich das Triumvirat der Wütenden genennt; zum Glück für das Publikum aber hätten diese drei Ungeheuer nur Einen Stachel (aiguillon), durch den sie ihr Gift mittheilten.

Wahr ist es, der Kanzler scheute sich nicht, die schrecklichsten Verbrechen zu begehen, um sein Ansehen zu behaupten. Es erschien eine Flut von Schriften und Brochüren, deren Gegenstand er war, und in welchen man ihn und seine Handlungen nach Verdienst würdigte. Bald aber fing man an, etwas vorsichtiger zu Werke zu gehen, um nicht die Rache dieses mächtigen Mannes zu sehr zu reizen, und ein Märtyrer der Wahrheit zu werden. Die Veranlassung dazu war folgende: Ein kleines

Werk unter dem Titel: Avis aux exilés (die Mitglieder des alten Parlaments) et aux malheureux machte viel Aufsehen. Der Kanzler erfuhr durch seine Spione, wer der Verfasser desselben wäre, ließ das Buch verbrennen, und den unberufenen Rathgeber am nämlichen Tage durch den Wundarzt der Bastille, wohin er gebracht worden war, mit Gift hinrichten. — So geheimnißvoll man auch bei dieser abscheulichen That, wie bei allen, die innerhalb der Mauern dieses Kerkers verübt wurden, zu Werke ging, so konnte sie doch nicht so ganz verborgen bleiben, daß man ihr nicht auf die Spur gekommen wäre.

Man gab eine Idee zu einer Medaille, auf deren Vorderseite eine obrigkeitliche Person (der Kanzler) oben auf einer Leiter steht, um einen Strick an einem Nagel zu befestigen, mit der Umschrift: Nobis haec ascensio grata. Auf dem Revers erblickt man Frankreich in weiblicher Gestalt knieend zu den Füßen eines Fürsten, der von Schlangen, Ottern, und andern giftigen Thieren umringt ist, welche

auf die Unglückliche los stürzen, um sie zu zerfleischen.

Ein anderer warf folgende Frage auf: Es giebt einen Menschen in Frankreich, der ein wenig Thor, sehr bübisch, schrecklich falsch, ein Böswicht ohne Gränzen, tückisch und treulos über alle Beschreibung ist, der eine große Rolle spielt, und für einen sehr aufgeklärten Kopf gilt — Es fragt sich nun, wer dies sei, und was aus ihm werden wird, wenn seine Anschläge mislingen? — Die Antwort war: Es ist der Kanzler, und wenn seine Projecte verunglücken, wird er gehängt werden.

Noch stärker waren die Farben in folgendem Gemälde aufgetragen: Ein Ungeheuer von einer bis jetzt ganz unbekannten Art ist am Hofe erschienen. Es ist ein fleischfressendes Thier, das etwas von der Natur eines Tigers, eines Affen und eines Bärs an sich hat, welchem letztern es seiner Gestalt nach

am ähnlichsten ist. Grausam, geschickt, rachgierig, hartnäckig, unternimmt es nichts, das es nicht auch ausführt. Es wirft sich mit Ungestüm auf seine Beute wie das Krokodill, indem es dieselbe mit einem mal verschlingt; seine Mähne ist gekräuselt, wie die eines Löwen. Aus dem schwarzen und kühnen Auge dieses wilden Thiers blickt sein Muth und seine Grausamkeit hervor.

Eine ähnliche Schilderung: Es giebt jetzt in Frankreich ein Chamäleon, in einem weiten Rock und mit einer langen Perücke *), das bei jedem Eindruck, den es empfängt, seine Farbe verändert — es wird schwarz, weiß, blutfärbig, blaß, und nimmt jeden Augenblick, eine andere Gestalt an. Man versichert, daß, an statt die Fliegen zu fressen, **) es sich derselben bedient,

*) Die Amtskleidung der ehemaligen Magistratspersonen in Frankreich.

**) Ein Wortspiel, das sich im Deutschen so wenig als in einer andern Sprache wieder geben läßt. Die Pointe liegt in dem Worte Mouche, das eine Fliege, aber auch ein Polizeispion heißt. So

um das Blut zu erhalten, von dem es sich nährt.

Die Kühnheit seiner Feinde ging so weit, daß sie ihn trotz seiner großen Macht gleichsam herausforderten. Man streute Zettel in Paris aus, in welchen dem Publikum angekündigt wurde, daß vor Verlauf von drei Monaten der Patron aller Galgen des Königreichs (Meaupeou) gehängt — der große Kerkermeister der Krone (Brilliere) in Bicetre eingesperrt — ein Marschall von Frankreich (Richelieu) unter den Mauern seines Pallastes erschossen werden — und daß ein gewisses Insect von seinem eignen giftigen Stachel (Aiguillon) getödtet werden würde, aus Wut, daß es sich desselben nicht gegen einen Unschuldigen *) hätte bedienen können. — Der Kanzler versprach demjenigen tausend Louisd'or, der den Urheber dieser Bekanntmachung entdecken würde; den Tag darauf fand er ein Billet in seiner

bald man dies weis, kann man sich das Bonmot leicht erklären.

*) Den Herrn von Chalotais. S. oben.

Tasche, in welchem ihm selbst hundert tausend Thaler versprochen wurden, wenn er ihn entdecken könnte.

Es ist bekannt, daß in den neusten Zeiten das Mißvergnügen des englischen Volks wegen der Fortdauer des Kriegs und der immer zunehmenden Theurung sich gegen seinen Beherrscher, Georg III, so stark äußerte, daß es ihn auf seiner Fahrt nach dem Parlamente nicht blos mit Schmähungen überhäufte, sondern auch mit Steinen und andern Waffen thätlich angrif. Um einem solchen Schicksal in der Folge zu entgehen, wurde der königliche Wagen dergestalt ausgefüttert, und gegen alle jählinge Angriffe in Sicherheit gesetzt, daß ihn das Volk von der Zeit an zum Spott die bewegliche Festung nennte. Diese Erfindung war nicht neu, denn der Kanzler hatte es eben so gemacht, und seinen Wagen befestigen lassen, um der Wut der Franzosen zu entgehen, die ihn sehr oft mit Steinwürfen verfolgten.

Die Politiker finden einige Aehnlichkeit zwischen der Aufhebung des Ordens der Tempelherren und der des Pariser Parlaments. Jene wurden fälschlich angeklagt, ihrer Güter beraubt, und nachher verbrannt. In Ansehung der beiden ersten Punkte hat das Parlament ein gleiches Schicksal erfahren; der Kanzler hat sich aber begnügt, Verweisung und Gefängniß an die Stelle des dritten zu setzen.

Doch genug von diesem Manne, der, mit den Verwünschungen des Volks beladen, aber auf der andern Seite von seinem Herrn und denenjenigen, die damals das Ruder des Staats führten, geschützt, seinen Weg fort ging, ohne zu straucheln, und ohne einen Schritt auf demselben zurück zu thun. Erst beim Antritt der Regierung Ludwigs XVI, als die vorigen Parlamenter wieder zurückberufen und das ganze Ministerium verändert wurde, legte, oder mußte er vielmehr seine Stelle auch niederlegen, und sich auf seine Güter in der Normandie begeben.

Wir wollen jetzt noch einige Merkwürdigkeiten aus jener Epoche, und Charakterzüge von denjenigen Personen, welche während derselben eine vorzügliche Rolle spielten, anführen.

Ludwig XV war entweder sehr zerstreut, oder sehr einfältig, und in jedem Fall mit der Staatsverfassung andrer Regierungen sehr unbekannt. Bei einer Audienz, die er dem Gesandten der Republik Venedig gab, fragte er diesen: Wie viele sitzen in Venedig im Rath der Zehn? — Vierzig, erwiederte der Ambassadeur Gradenigo sehr gleichgültig, und ohne sich im geringsten zu besinnen, so schwer es auch schien, einem Könige auf eine so lächerliche Frage eine passende und nicht beleidigende Antwort zu geben.

Die Geschichte der Bastille ist unstreitig eine der reichsten an Grausamkeiten, und wird

der

der der Inquisition wenig nachstehen. *) In ihrem düstern Umfange wurden Verbrechen begangen, welche die Menschheit mit Schaudern erfüllen, und noch ist nicht einmal der tausendste Theil davon bekannt, und wird es nie werden. Hätte sie blos zur Aufbewahrung und Bestrafung wirklich Strafbarer gedient, wie viele andre Staatsgefängnisse, so würde man nichts dagegen einwenden können; allein sie war vielmehr das scheusliche Werkzeug einer mörderischen Politik, in welchem unglückliche Unschuldige ihr Leben, oder den besten Theil desselben dahin schmachteten, oft ohne zu wissen warum, oder ihre Verfolger zu kennen. Es war genug, einem mächtigen Bösewichte verdächtig zu seyn, oder ihm einen großen Dienst geleistet zu haben, um in diesen Kerker geschleppt zu werden — es war das leichteste Mittel, sich von aller Furcht zu befreien, oder sich jeder Verbindlichkeit gegen das unglückliche Schlachtopfer zu entledigen. Die Banditendolche Italiens waren von je her weit weniger furchtbar

*) Die Inquisition und die Bastille, sagte ein Franzos, sind einander eben so ähnlich, wie ein toller Hund einem tollen Wolfe.

als diese abscheuliche Kluft. Die Bastille pflegte man zu sagen, ist ein so festes Schloß, daß man nur eine Minute braucht, um es einzunehmen, (um hinein zu kommen) und bisweilen dreißig Jahre capitulirt, ehe man es übergiebt (es wieder verläßt).

Unter andern schmachtete auch ein Schlosser in diesem Gefängnisse, den der Marschall von Richelieu aus keiner andern Ursache hatte hinein werfen lassen, als um nicht von ihm in einer Liebesangelegenheit verrathen zu werden, woran dieser nicht gedacht hatte. Der Marschall hatte eine Intrigue mit einer gewissen Frau von Popliniere, deren Gemahl sehr eifersüchtig war. Man sann auf Mittel, sich geheime Zusammenkünfte zu verschaffen, ohne Verdacht zu erwecken. Der Marschall kaufte endlich ein Haus, neben dem seiner Geliebten, und vertraute sich jenem Schlosser an, um eine geheime und sichere Communication zwischen beiden Häusern anzubringen. Dieser durchbrach die Mauer, und machte eine Oefnung in einem an dieselbe stoßenden Rauchfang, welche er vermittelst einer eisernen beweglichen Platte so gut bedeckte, daß keine Spur davon zu bemerken war. Der Marschall durfte nun

die Platte blos herumdrehen, so konnte er bequem durch die Oefnung kriechen, und er befand sich bei seiner Schöne. Zum Lohn dafür ließ er den Erfinder dieses Kunstwerks in die Bastille setzen.

Der berühmte Cardinal Richelieu, Ludwigs XIII Minister und Liebling, machte es noch schlimmer. Er besaß ein Haus, welches er recht zu einer Mördergrube hatte einrichten lassen. Bekanntlich pflegte dieser herrschsüchtige Priester alles seinem Ehrgeize aufzuopfern; er entledigte sich derjenigen, die er nicht öffentlich angreifen durfte oder konnte, auf eine geheime Art, indem er sie mit Liebkosungen und Freundschaftsbezeugungen überhäufte. Zu dem Ende ließ er sie in jenes Haus kommen, unterhielt sich mit ihnen zum Schein über sehr wichtige Gegenstände, und führte sie alsdann zu einer geheimen Treppe, damit sie, wie er sagte, beim Weggehn von niemanden bemerkt würden. Mitten auf dieser Treppe war eine Fallthüre, und sobald man diese betrat, fiel man in einen Brunnen von wenigstens hundert

Fuß Tiefe. Diejenigen, die ihn gegraben hatten, waren die ersten, welche unvermuthet hinabgestürzt wurden, damit dieses schreckliche Geheimniß verborgen bliebe. Gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV kaufte ein gewisser Toinard dieses Haus, das von jener Zeit her noch in üblem Ruf stand, in der Hofnung, wichtige Entdeckungen darin zu machen. Man fand auch in der That den Brunnen, dessen Oefnung verschüttet war, und nachdem man ihn gereinigt hatte, in demselben die Gerippe von mehr als vierzig Körpern, mit den Ueberbleibseln ihrer Kleidung, Uhren, Edelsteine, Geld ꝛc. ꝛc.

Man zählte (zu den Zeiten Meaupeous, der Gräfin Barry ꝛc. ꝛc.) über 2000 Weiber oder unterhaltene Mädchen in Paris, die Einfluß genug gehabt hatten, um ihre Väter, ihre Brüder und ihre Männer einsperren zu lassen. Der Herzog von Vrilliere unterzeichnete ehemals selbst die Befehle zur Verhaftnehmung dieser Unglücklichen, trug aber dieses Geschäft alsdann, weil es ihm zu beschwerlich wurde, seinen

Secretairen auf. — Der Erfinder der lettres de cachet, dieses schrecklichen Werkzeugs des Despotismus, das einen Bürger seiner Freiheit beraubt, ohne ihm seinen Ankläger oder sein Verbrechen zu nennen, dessen er oft nur schändlich beschuldigt wird — das glückliche Familien trennt, einen Vater aus den Armen seines Sohns, einen Mann von der Seite seiner Gattin reißt — war der Pater Joseph, ein ehrgeiziger Capuciner und Liebling des Cardinals Richelieu. — Das nämliche Ungeheuer, welches in Constantinopel die Schnüre dreht, in Lissabon die Hemden in Schwefel taucht, den Huronen in Amerika braten läßt, verfertigt auch die geheimen Verhaftsbefehle in Versailles.

Kleine Ursachen sind oft Veranlassungen zu großen Begebenheiten. Louvois wurde von Ludwig XIIII wegen eines Gebäudes getadelt, das er hatte aufführen lassen. Dies empörte seinen Stolz. „Man muß ihm etwas zu thun geben," sagte er, und er verwickelte durch seine Rathschläge und geheimen Machinationen

Frankreich in den schrecklichen Krieg von 1688, der für dieses Reich und ganz Europa so verderblich war, die Pfalz zur Wüste machte, und durch den Ryswicker Frieden geendigt ward. — Eines ähnlichen Verbrechens gegen die Menschheit machte sich der Graf von Bernis schuldig. Friedrich der Einzige hatte sich über seine Poesien, die nicht sonderlich waren, auf die er selbst aber einen großen Werth setzte, lustig gemacht. Er erfuhr dies, und betrieb nun das von den verschiedenen Theilnehmern zwar schon vorher gefaßte, aber doch noch lange nicht zur Reife gekommene Project, den König von Preußen zu demüthigen und ihn des größten Theils seiner Länder zu berauben, sehr eifrig, besonders an dem kaiserlichen Hofe, welches den siebenjährigen Krieg zur Folge hatte.

Louvois, der sich dem König unentbehrlich zu machen gewußt hatte, behandelte auch die Unterthanen desselben auf eine höchst grausame und tyrannische Art, und zog sich dadurch den allgemeinen Haß zu. — Als Oberauf-

seher über die königlichen Gebäude ließ er einst einen Pallast aufführen, wobei eine ungeheure Menge Soldaten als Handarbeiter angestellt waren. Während der feuchten Jahrszeit riß eine bösartige und ansteckende Krankheit unter ihnen ein, woran Tausende starben. Demungeachtet ließ er mit der Arbeit nicht aussetzen, noch irgend ein Mittel anwenden, um die weitere Verbreitung des Uebels zu hindern. Als ihm endlich von einigen angesehenen Personen Vorstellungen deshalb gemacht wurden, erwiederte er: „Sie sterben immer im Dienst des Königs, ob hier oder auf dem Schlachtfelde, das ist einerlei.“

Er war es auch, auf dessen Befehl die Pfalz so schrecklich verheert, und der Krieg mit einer beispiellosen Unmenschlichkeit geführt wurde. Jede damals begangene Grausamkeit kömmt weniger auf die Rechnung derer, die sie begingen, als auf die seinige, denn er ertheilte deshalb die gemessensten Befehle, und jedes Unglück, das er anrichtete, schien seinen Blutdurst, seine rasende Sucht zu zerstören, immer mehr zu erregen, statt sie zu stillen. Er handelte in diesem Stück so gar gegen den ausdrücklichen Willen des Königs, indem er die

Stadt Trier durchaus einäschern wollte, die Ludwig zu verschonen befohlen hatte. Da er dennoch sein Vorhaben durchsetzen und den König glauben machen wollte, es wäre zu spät Trier zu retten, weil er bereits Befehl gegeben hätte es anzuzünden, wurde dieser so ergrimmt, daß er eine Feuerzange ergrif, um seinen Minister damit zu prügeln, der sich aber schleunig entfernte. Von diesem Zeitpunkt an begann sein Ansehen zu sinken, und er verlor täglich mehr von der fast unumschränkten Gewalt, die er sich über das Gemüth des Königs erworben hatte, ungeachtet er sich noch in seinen Stellen erhielt. Hierzu kam, daß die Frau von Maintenon seine Todfeindin war, weil er es stets verhindert hatte, daß Ludwig XIIII seine Vermählung mit ihr öffentlich bekannt machte. Sie hatte ihm schon längst den Untergang geschworen, und arbeitete nun desto emsiger daran, da das gute Vernehmen zwischen dem König und ihm unterbrochen war. Es gelang ihr in so weit, daß Louvois sich nicht wieder völlig in den Besitz der Gunst seines Gebieters setzen konnte; ganz wollte ihn dieser aber doch nicht von sich entfernen. Da sich die Sache so in die Länge zog, und die

Maintenon fürchtete, sie möchte ihre Absicht gar nicht erreichen, so ergrif sie ein anderes Mittel, sich ihn vom Halse zu schaffen, das schneller und sicherer wirken mußte. Sie ließ ihm durch seinen Arzt heimlich Gift beibringen, woran er in Trianon plötzlich starb. Dergleichen Kleinigkeiten vertrugen sich sehr gut mit ihrer gerühmten Frömmigkeit — die im Grunde ohnehin nichts weiter war als eine falsche Andächtelei und Scheinheiligkeit, durch welche sie den König stets in den entehrenden Banden zu halten wußte, in die er sich einmal verstrickt hatte. — Dies war das Ende Louvois, eines der berühmtesten Günstlinge, der die Macht, die er in Händen hatte, blos dazu brauchte, Unheil anzustiften und Andern zu schaden. —

In so großem Ansehen auch die Frau von Maintenon stand, so, daß es fast nur eines Winks von ihr bedurfte, um zu Ehrenstellen erhoben, oder in den Staub gedrückt zu werden, so wagte es doch einst einer von Ludwigs Hofleuten, sie aufs gröblichste zu beleidigen. Dies war der Herzog von Lauzún. Er hatte den Kö-

nig um eine sehr ansehnliche Stelle bei der Armee gebeten, der sie ihm auch versprach. Gleichwohl ging eine Zeit nach der andern hin, ohne daß weiter daran gedacht, noch die Bestallung ausgefertigt wurde. Lauzün erinnerte den König einigemal wieder daran, erhielt aber blos Vertröstungen und keine bestimmte Zusage; er vermuthete daher mit Recht, daß irgend jemand ihm in geheim entgegen arbeitete, und fiel mit seinem Verdacht auf die Frau von Maintenon. Dieser war auch nicht ungegründet, denn sie hatte sich damals mit Louvois verbunden, um den König zu vermögen, sein gegebenes Wort zurück zu nehmen. Um sich zu überzeugen, schlich er sich leise in das Zimmer der Maintenon, da sie eben nicht zu Hause war, und kroch unter ihr Bette. Er wußte, daß sie bald zurückkommen würde, da die Stunde herannahte, in welcher der König sie zu besuchen pflegte. Beides geschah. Ludwig erschien, fing eine sehr zärtliche Unterhaltung mit seiner Geliebten an, und beide begaben sich endlich auf das Bette, unter welchem Lauzün lag, um sich zu vergnügen. Das war freilich nicht in dem Plan des kühnen Horchers; er wagte es kaum Athem zu holen, um seine Gegenwart nicht zu ver-

rathen — indessen kam er doch mit der bloßen Furcht davon. Nach vollbrachter Expedition besprachen sich die beiden Liebenden von verschiednen Angelegenheiten; unter andern wurde auch des Herzogs von Lauzün erwähnt, und die Maintenon drang in den König, ihm die versprochene Stelle nicht zu geben, die er, wie sie behauptete, auf keine Weise verdiente. — Dieser hatte nun genug gehört und glühte vor Rache. So bald das Zimmer leer war, verließ er seinen Schlupfwinkel, eilte, ohne entdeckt zu werden, davon, kehrte aber bald zurück, und richtete es so ein, daß er seiner Feindin gleichsam von ungefähr begegnete. Er fragte sie sogleich, ob sie es nicht sei, die ihn bei dem König verschwärze. Sie läugnete es, aber er brach sogleich los, belegte sie mit den entehrendsten Schimpfnamen, wovon liederliche Bettel, unverschämte Lügnerin, noch nicht die stärksten waren, und sagte ihr fast jedes Wort wieder, was sie vor einigen Stunden mit dem Könige gesprochen hatte. Sie war so erschrocken über diese Beleidigung, daß sie gänzlich verstummte; am wenigsten konnte sie begreifen, wie Lauzün das Detail ihrer Unterredung mit dem König

hätte erfahren können. So bald sie sich ein wenig wieder erholt hatte, eilte sie zu diesem, und klagte ihm den erlittenen Schimpf. — Daß der Herzog jetzt die Stelle, die ihm so sehr am Herzen lag, nicht erhielt, wird man sehr natürlich finden. Er konnte seinem Schicksal danken, daß er nicht — was vielleicht hundert andern in einem ähnlichen Fall widerfahren wäre — mit seinem Leben für seine Verwegenheit büßen mußte. Doch wurde er auf einige Zeit in die Bastille gesetzt, aus welcher er doch endlich wieder befreit und von dem Könige zu Gnaden aufgenommen wurde.

Die Generale der Armeen der französischen Republik haben sich durch ihre Thaten so sehr ausgezeichnet, daß selbst die wütendsten ihrer Feinde ihnen eine gränzenlose und unverletzliche Ehrfurcht zollen. Es lohnt sich der Mühe, zu sehen, wodurch sich die französischen Generale unter der Regierung Ludwigs XV, wo Günstlinge und Maitressen im Kabinet herrschten, und so gar die Operationen im Kriege leiteten, die Stellen verkauften, Befehlshaber ernennten,

u. s. w. auszeichneten. Eine solche Parallele zwischen den alten Feldherren der Monarchie und den neuern der Republik, ihrer Tapferkeit, ihren Eigenschaften, liefert zugleich Stoff zu sehr interessanten Bemerkungen, die jeder Leser von Geist selbst machen kann. — Die fast allgemeine Verachtung, welche der größte Theil derjenigen auf sich lud, die ihren Rang und Stand für einen Freiheitsbrief hielten, Kraft dessen sie allen Lastern und Thorheiten ungestraft fröhnen könnten, gab zu nachfolgenden Satyren und Schilderungen Anlaß, die man nicht immer buchstäblich verstehen muß, die aber über den Charakter und die Sitten jener Helden hinlängliches Licht verbreiten. Beim Lesen derselben muß man sich aber erinnern, daß die Stellen eines Obersten, eines Brigadiers u. s. w. häufig an den Meistbieten den verkauft wurden, und man auf Belohnung des Verdiensts wenig Rücksicht nahm.

Es ist durch die neuesten militairischen Verordnungen verboten worden, keinem die Würde eines Obersten in der königlichen Armee mehr zu ertheilen, der nicht rothe Absätze trägt, eine Opersängerin zur Maitresse, eine englische Equi-

page, und 100000 Thaler Schulden hat. Unter zwei Mitbewerbern von gleichen Talenten soll derjenige den Vorzug haben, der eine Allemande tanzen kann.

Man rechnet, daß von zweihundert Obersten, von der Infanterie, Cavallerie und den Dragonern, hundert und achtzig tanzen und Opernarien singen können, daß ungefähr eben so viel Manschetten*) und rothe Absätze tragen, und die Hälfte davon lesen und ihre Namen unterschreiben können. Unter diesen allen aber giebt es nicht vier, welche die Anfangsgründe ihrer Kunst inne haben.

Unter allen französischen Generalen, deren Anzahl über achthundert steigt, giebt es nicht achtzig, welche sich durch ihre Verdienste zu diesem Range emporgeschwungen haben. In andern Ländern**) sind die militairischen Würden der Preis der Talente oder großer

*) Der Graf von Lügeac zerriß dem Herrn von Hautefort die seinigen vor der Fronte seine Regiments, indem er es die Revüe passiren ließ.

**) Doch nicht überall. Es giebt deren viele, wo die Officiere blos nach dem Dienstalter zu höhern Würden gelangen.

heldenmüthiger Thaten; in Frankreich aber kömmt man zu diesen Würden wie zu grauen Haaren — man muß nur warten. — Das königliche Haus (maison du roi) ist eine Pflanzschule, wo ein unwissender, nichtswürdiger Mensch, ein Gichtbrüchiger, eben so leicht General werden kann, als ein braver Mann. — Der Herr von Choiseul war, kurz vorher ehe er in Ungnade fiel, im Begrif, der Regierung einen wesentlichen Dienst zu leisten, indem er dieses Corps, das ihr viel kostet ohne etwas zu nützen, bis auf die Hälfte reduciren wollte. Er pflegte von dem Dienst desselben zu sagen, daß es ein Mittelding zwischen Gerichts- und Kriegsdienst wäre.

Herr von Nicolai war während des letzten Kriegs Oberster, fand aber so wenig Geschmack am Geräusche der Waffen, daß er, um nicht wieder zu Felde gehen zu müssen, im Jahr 1762 sich zum Advocaten aufnehmen ließ. Er wurde nachher vom Könige zum Präsidenten des neuen Pariser Parlaments ernennt.

Der Herzog von Fronsac drohte bei Veranlassung eines lebhaften Wortwechsels dem

Herzog von Villeroi mit Stockschlägen, der sich darüber nicht sonderlich beleidigt fand. Sie wurden auch wieder Freunde. Daher sagte man: Die Schultern des Herzogs von Villeroi hätten sich wieder mit dem Stocke des Herzogs von Fronsac versöhnt, ohne daß es dabei der Vermittelung der Marschälle von Frankreich bedurft hätte.

Der Prinz von Conti fragte einst den Marschall von Richelieu: Wie lange werden Sie ein Sklav des Kanzlers seyn? Richelieu erwiederte: Wie lange werden Sie dem Könige ungehorsam seyn? — Der Prinz lief ihm nach, um es ihm ins Ohr zu sagen, konnte ihn aber nicht erreichen. Dies gab Anlaß zu folgender Spötterei: Der Marschall von Richelieu hat den Preis bei dem Wettrennen im Coliseum davon getragen, indem er vor dem Prinzen von Conti floh, der ihn mit aufgehobenem Stock bis an seinen Wagen verfolgte.*)

Es

*) Ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, kann man jedoch den Marschall von Richelieu keines Mangels an Muth beschuldigen — einem Muth, von dem er, wenigstens in seinen jüngern Jahren, Beweise genug ablegte. Er zeigte sich als

Es giebt gewisse Abweichungen von der Rechtschaffenheit, welche in der großen Welt nicht entehren. Ein Mensch, der 100000 Thaler Schulden hat, wird in jede gute Gesellschaft aufgenommen, ungeachtet man weiß, daß er sie niemals bezahlen wird; Mangel an Muth aber schließt ihn allgemein und auf immer aus. Blos der Marquis von Villette macht hievin eine Ausnahme. In zwölf verschiednen Fällen hat er seinen Gegnern offenbar den Rücken gewendet; man sagt, daß es noch weit öfter in geheim geschehen ist.

Auf eben denselben bezieht sich auch folgende Anecdote: Ein neugebackner Marquis hat nach seiner gewöhnlichen Art verweigert sich zu schlagen, unter dem Vorwande, dessen

ein Held in dem Treffen bei Fontenoi, wo er das meiste dazu beitrug, daß die Franzosen den Sieg erfochten, und selbst bei Dettingen, wo sie geschlagen wurden, that er sich durch persönliche Tapferkeit sehr hervor. Auch durch verschiedene Zweikämpfe, in welchen er seine Gegner erlegte, hatte er sich furchtbar genug gemacht; bei herannahendem Alter aber verließ ihn freilich seine Kraft, und er verlohr, wenn auch nicht seinen Muth, doch das Zutrauen zu sich selbst.

er sich schon verschiedne male bedient hat, daß, wenn er einen Gegner fände, der 50000 Thaler Renten und viel Liebe zum Leben besäße, er sich schlagen würde. Allein dieser brave Edelmann ist so unglücklich in seinen Ehrensachen gewesen, daß er nur ein einzigesmal einen Gegner mit solchen den seinigen durchaus ähnlichen Eigenschaften gefunden hat, und bei dieser Gelegenheit wurde er von seinem Kammerdiener verrathen, der die Wache holte. Die Welt ist so boshaft gewesen, zu sagen, es sei auf seinem Befehl geschehen.

Der Cardinal Luynes war ehemals Hauptmann in einem Dragonerregimente, bekam eine Ohrfeige in Gegenwart der ganzen Garnison, und rächte sich für diesen Schimpf dadurch, daß er den Tag darauf in den geistlichen Stand trat. Man vergaß dies so wenig, daß man lange Zeit nachher die Nachricht verbreitete: Die Trostgründe des Paters Drelincourt gegen die Schrecknisse des Todes würden wieder neu aufgelegt, und dem Cardinal Luynes dedicirt, der den Degen gegen den Kragen vertauscht hätte, um eines natürlichen Todes zu sterben.

Von einer ähnlichen Gattung war folgende Satyre auf drei Generale, welche im sieben-

jährigen Kriege die französischen Armeen commandirten: Die Kunst Krieg zu führen wird auf Kosten des alten Abts von Saint Germain *), des Marschalls von Contades, und des Prinzen Soubise gedruckt, welche so gute Lectionen bei Crevelt, Minden und Roßbach bekommen haben, daß sie wohl im Stande sind, sie dem Publikum wieder mitzutheilen. Als Anhang ist hinzugefügt ein Versuch über den Zorn und die Grausamkeit, durchgesehen und mit kaltem Blute verbessert von dem nämlichen Marschall von Contades. — Dies letzte bezieht sich auf eine grausame That, die dieser General einige

*) So wurde zum Spott der Graf von Clermont genennt, weil er zugleich Abt von Saint Germain des Prez war. Dies gab auch Veranlassung zu folgenden Sinngedichten auf ihn:

Moitié casque, moitié rabat,
Clermont en vaut bien un autre;
Il prêche comme un soldat,
Et se bât comme un apôtre.

* * *

Moitié plumet, moitié rabat,
Aussi propre à l'un comme à l'autre,
Clermont se bât comme un apôtre,
Il sert son Dieu comme il se bât.

Tage vor der Schlacht bei Minden beging. Er ließ nämlich die Frau eines sächsischen Soldaten, die von dem Generalgewaltiger in einem Garten ertappt wurde, hängen. Diese Unglückliche war im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft, und hatte selbst etwas Gemüse gesucht, um ihren Mann keiner Gefahr auszusetzen. — Die ganze Armee war über dieses unmenschliche Verfahren aufgebracht.

Einige andere diesen nicht unähnliche Züge liefern folgende Schilderungen, die zugleich von der großen Verderbniß der Sitten der damaligen Zeit zeugen:

Die Pairwürde in Frankreich stand ehemals in so großem Ansehen, daß sie nicht die geringste Befleckung oder irgend eine zweideutige Handlung verstattete; heut zu Tage aber kann ein Pair vergiften, eine Provinz zu Grunde richten, falsche Zeugen aufstellen, wenn er nur ein guter Hofmann ist, und recht lügen kann. (Dies bezieht sich auf den Herzog von Aiguillon, der jener Verbrechen wegen angeklagt war.)

Da die Marschälle von Frankreich erklärt haben, daß künftig nur Leute von unbescholtenem Ruf vor ihrem Tribunal erscheinen sollen, so hat man bei der Untersuchung des hohen Adels nur drei Pairs gefunden, die berechtigt sind, sich auf dieses Tribunal zu berufen.

Der Name eines Marquis ist in Paris nicht immer, wie anderwärts, das Zeichen des Eigenthums einer Länderei, die ihm das Recht giebt, den Namen derselben zu führen; er beruht weit öfter in der bloßen Einbildung, und bezeichnet einen kleinen Edelmann ohne Vermögen, der nichts besitzt als ein Paar Schuhe mit rothen Absätzen, zwei Hemden, und eine Feder auf den Hut, auf welche sich sein Marquisat gründet.

Der Abbe' Girard hat in seinem Lexicon der gleichbedeutenden Wörter den Namen eines Marquis — so wie viele denselben führen — neben dem eines Gecken, eines aufgeblasenen unverschämten Menschen gesetzt. Wenn der Verfasser die ganze Stärke der französischen Sprache kennt, so wird ihm Paris gewiß eine große Menge gleichbedeutender Wörter von derselben Gattung darbieten.

Das höchste Gericht in Frankreich ist nichts als eine ums Lohn gedungene Versammlung von Leuten, die stets den Willen des Königs thun, wenn sie von ihm dazu aufgefordert werden.

Wenn der Sultan einigen Schlachtopfern die seidne Schnure zuschickt, so plündern die Stummen. In diesem Fall ist kein großer Unterschied zwischen den türkischen und den allerchristlichsten Gebräuchen.

Das Völkerrecht ist ein allgemeines in der ganzen Welt anerkanntes Gesetz, das aber blos in England respectirt wird *); indessen ist es auch hier bisweilen auf eine abscheuliche Art von Bösewichtern verletzt worden, die alles wagen zu können glaubten, weil sie nichts zu verlieren hatten. Die unglückliche d' Eon ist ein Beweis davon.

*) So schrieb man vor einigen zwanzig Jahren, wo der nämliche Monarch, der heute noch regiert, bereits auf dem Throne von England saß. Sollte man glauben, daß während eines so kurzen Zeitraums und unter einer und derselben Regierung sich alles in diesem Reiche so hätte verändern sollen, daß man heut zu Tage gerade das Gegentheil davon findet? So sehr hängt dort alles von den Eigenschaften, den Neigungen, dem guten und bösen Willen der Minister ab.

Ein freies Land gleicht einem hohen Gebirge, das ruhig zusieht, wie der Donner zu seinen Füßen sich bildet, wie er in der Ebne rollt, und in den Thälern wiederhallt, wo er die Gegenstände seiner Wut sucht. — So sieht das Schloß von Dover das, was in Calais vorgeht. *)

Paris ist ein tiefer Schlund, in welchem jedermann im Galop ankömmt, und einer über den andern sich mit einem schrecklichen Geräusch hinabstürzt. Die Schnelligkeit der Bewegungen setzt einen Philosophen, der genöthigt ist, sich seiner Brille zu bedienen, und sich in diesem Chaos nicht zu finden weis, in große Verlegenheit. Heftige Erschütterungen, eine glänzende Außenseite, eine unsinnige Geschäftigkeit, eine ausschweifende Frölichkeit — dies ist alles was er bemerkt, ohne die Ursache davon zu ergründen. Wenn man in

*) Wie sehr hat die Zeit auch in diesem Stücke die Gestalt der Dinge verändert! Jetzt kann man trotz dem daß die Regierung in Frankreich noch nicht zu ihrer gehörigen Festigkeit gediehen ist, blos wenn man seine Blicke auf England richtet, ohne Uebertreibung behaupten, daß gerade das Gegentheil statt findet.

dem Strudel gelebt hat, so weiß man, daß Vergnügen, Interesse und Eitelkeit die großen Triebfedern dieser ganzen Maschine sind; man weiß, daß diejenigen, die am meisten beschäftigt scheinen, nichts zu thun haben, daß die schnellsten Pferde oft mitten in ihrem Laufe von dem Manne angehalten werden, der sie verkauft hat, daß die gestickten Kleider, welche die Stutzer tragen, Arbeitern gehören, die im Gefängniß sitzen, weil sie sie nicht bezahlen können; man weiß, daß die Weiber, die sich am meisten mit ihrer Delicatesse brüsten, nur ein entferntes Andenken haben, einst tugendhaft gewesen zu seyn; man weiß, daß die großen Herren fast alle Unwissende, wo nicht gar Narren, daß die Abbe's Unverschämte oder Bösewichter sind; endlich weiß man, daß es Leute giebt, die kurz vor ihrer Erhebung in der äußersten Niedrigkeit lebten, und die jetzt auf einer hohen Staffel stehen, da sie doch, wenn man ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, auf dem Schaffot stehen müßten *).

*) In diesem Stück ist es beim Alten geblieben — die Rollen sind noch immer die nämlichen, nur an die Stelle der spielenden Personen jener Zeit sind andre getreten, auf welche das, was hier gesagt

London ist ein Sammelplatz von Kaufleuten und Philosophen, die sich sehr gut zusammen vertragen. Der Philosoph macht Systeme, bekömmt die Schwindsucht, und stirbt, ohne das häusliche Glück seines Nachbars gestört zu haben, der mit seiner Frau Kinder zeugt, Rostbeef und Plumpudding ißt, und an einer Unverdaulichkeit sein Leben endigt.

Die Herren Mitglieder des neuen Parlaments hatten Befehl bekommen, gegen alle diejenigen genaue Untersuchung anzustellen, die von der Regierung und der neuen Administration übel sprechen würden. Sie begaben sich daher nach Versailles und stellten dem Könige vor, daß, wenn er den Strom von Satyren, Klagen und Flugschriften aufhalten wollte, er seine gute Stadt Paris ganz mit Mauern umgeben müßte. Dieser Gedanke hat bei dem geheimen Rath Seiner Majestät, besonders bei dem Herzog von Brilliere, viel Beifall

ist, eben so genau paßt, wie auf jene. Desto weniger gleicht das kleine hier folgende Gemälde von London dem jetzigen Zustande dieser Stadt, in welcher, so wie in ganz England, es jetzt nur Unterdrücker und Unterdrückte giebt.

gefunden, der den König sogleich um die Stelle des Aufsehers über dieses neue Gefängniß gebeten hat. Es wird daher nächstens eine große Promotion von Kerkermeistern erfolgen. Die unterirdischen Gemächer des Observatoriums und die Steinbrüche von St. Marcel sind zu Kerkern bestimmt.

Ein alter Officier wurde in die Bastille gesetzt, weil er auf einem Caffehause in Vertrauen zu einem Freunde gesagt hatte, der König würde nachgeben, der Kanzler sich hängen, und der Herzog von Aiguillon Gift nehmen müssen.

Der Herr von Chamiset hat der Regierung eine Maschine vorgelegt, mit welcher man hundert Menschen auf einmal hängen kann. Dieses würdige Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, der in alle Fächer paßt, ist der Urheber des Projects der kleinen Post, und der Unternehmer der fliegenden Brücken,

welche in diesem Jahr gebaut werden sollen. Die Regierung hat vier der berühmtesten Henker kommen lassen *), um ihren Bericht über die Hängemaschine abzustatten, die sehr bequem für das Ministerium seyn wird, wenn die Schnüre von Constantinopel angekommen seyn werden, wo man eine Schifsladung derselben bestellt hat, die so lange hinreichen wird, bis die Manufactur, die man in Frankreich selbst davon anlegen will, im Gange ist.

Von gleichem Inhalt ist die Spötterei: Der Chevalier von St. Priest, französischer Gesandter in Constantinopel, hätte den Auftrag erhalten, zwanzig Stumme zum Dienst des Hofs nach Frankreich zu schicken; zu gleicher Zeit sollte er in geheim einige Arbeiter aus der Manufactur der Schnüre anwerben, um eine ähnliche in dem großen Saale des Pallastes zum Gebrauch des neuen Parlaments und zum Besten des Publikums errichten zu können. — Dies alles waren, wie man leicht ermessen

*) Als Damiens hingerichtet werden sollte, berief man deren acht, die ihre Erfindungskraft anstrengen mußten, um Martern für den Missethäter zu ersinnen.

kann, nichts als Satyren auf die Regierung und die Minister; wahr ist es aber auf der andern Seite, daß die lettres de cachet, die Verhaftnehmungen und Einsperrungen, so häufig waren, daß es an Platz in den Gefängnißen mangelte, und man im Ernst davon sprach, neue anzulegen. Man sagte sogar, die Geistlichen in Paris hätten Befehl erhalten, alles, was ihnen unter dem Siegel der Beichte in Bezug auf die Regierung anvertraut würde, dem Polizeilieutenant zu entdecken, um die Mißvergnügten kennen zu lernen, und sie zu bestrafen.

Unter den Personen, die den meisten Einfluß am französischen Hofe hatten, war die letzte Maitresse des Königs, die berüchtigte Gräfin von Barry, die aus dem Staube sich zu einer schwindelnden Höhe empor geschwungen, bis zu dem Tode ihres Geliebten, trotz den Verfolgungen, denen sie stets ausgesetzt war, sich auf derselben erhalten hatte, von seinem Nachfolger in die Einsamkeit verwiesen, aus derselben wider ihren Willen unter der

republikanischen Regierung hervorgezogen, ins Gefängniß geworfen wurde, und endlich unter der Guillotine ihr Leben endigen mußte. Ein seltner Wechsel des Glücks! — Ohne sich grober Verbrechen schuldig zu machen — denn sie hatte kein böses Herz — mißbrauchte sie während ihrer glänzenden Laufbahn die Schwachheit des Königs und die Gewalt, die sie über ihn hatte, aufs äußerste — ein gränzenloser Leichtsinn bezeichnete alle ihre Handlungen. An die Stelle des steifen und frostigen Ceremoniels, das unter der Marquise von Pompadour herrschte, verstattete sie nun den Scherzen, den Freuden, und einer oft sehr zügellosen Munterkeit Zutritt zu den Cirkeln, in denen sie den Vorsitz führte, und fesselte den König dadurch immer mehr, indem sie ihn zugleich vermittelst gewisser Geheimnisse, welche die Wollust erfunden hat, um der Kraftlosigkeit des Alters zu Hülfe zu kommen, gleichsam verjüngte. — Des Abends las sie gewöhnlich dem König die Berichte von demjenigen vor, was in den öffentlichen liederlichen Häusern vorgegangen war. Diese Berichte wurden von den Vorsteherinnen jener Häuser dem Polizeilieutenant eingesendet, welcher sie alsdann der

Gräfin übergab, die dem Könige dadurch eine sehr angenehme Unterhaltung verschafte. Sie wurden deshalb die Abendzeitungen der Gräfin Barry genennt. Da sie niemandem, der sich an sie wendete, etwas leicht abschlagen konnte, so beförderte sie durch ihren Einfluß alle ihre Verwandten, alle die ihr den Hof machten, oder sonst mit ihr in Verbindung standen. Auf der andern Seite aber machte sie sich eben dadurch eine zahllose Menge von Feinden. Hierunter gehörten fast alle Leute von Verdiensten, und diejenigen, welche zu stolz waren, um ihr zu schmeicheln. Man verfolgte sie mit Wut, aber keiner von den Pfeilen, die auf sie abgeschossen wurden, erreichte sie, so lange ihr großer Beschützer lebte. Sie triumphirte über alle ihre Feinde, und vertheidigte zugleich ihre Creaturen, die, berauscht von ihrem Glück und stolz auf ihre Gönnerin, sich weit mehr strafbare Handlungen zu Schulden kommen ließen, als sie selbst. — Ihre Biographie ist längst in den Händen des Publikums; hier also nur eine kleine Skizze ihres öffentlichen und Privatlebens.

Die Gräfin von Barry war die Tochter eines Geistlichen und einer Magd vom Lande,

seiner Köchin, die sie in einer kleinen Priorei in der Landschaft Brie zur Welt brachte, wo sie bis ins zehnte Jahr ihres Alters erzogen wurde *). Eine herumziehende Kupplerin raubte dann dem heiligen Manne die Frucht seiner geistlichen Uebungen, um sie in den Mittelpunkt der Ausschweifungen zu führen, denen sie sich in der Folge ungescheut ergab. Von ihrem ersten Eintritt in die Welt an war ihre ganze Laufbahn eine Reihe der seltensten Veränderungen und einem steten Glückswechsel unterworfen. Anfangs lief sie unter den Laternen von Paris umher; dann ging sie ins Palais royal, die Pflanzschule so vieler Marquisen — dann hatte sie ihre eignen meublirten Zimmer, und einen nachsichtigen Liebhaber, der durch seine guten Rathschläge zuerst ihren

*) Andern Nachrichten zufolge war sie die Tochter eines Rentbeamten in Vaucouleurs, einer Stadt in Lothringen, Namens Vaubernier, und hieß mit ihren Taufnamen Maria Johanna. Sie veränderte nachher ihren Zunamen Vaubernier in Langon. So viel ist wenigstens gewiß, daß sie in ihrer Jugend einen sehr ausschweifenden Lebenswandel führte. Ihren ersten Unterricht in der Kunst zu lieben — wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf — erhielt sie von Geistlichen.

Verstand erleuchtete; dann trat sie mit dem Grafen von Barry in Verbindung, um vingt-un-Spiel zu geben, seine Suppliken der Polizei zu überreichen, und Leute zu ihm zu locken; dann hatte sie 100000 Livres Schulden, und einen Wagen auf Credit, wodurch sie nunmehr in der großen Welt ein wichtiges Ansehn erhielt; dann machte sie mit le Bel, dem Kammerdiener und Vertrauten des Königs, Bekanntschaft, mit welchem sie einst des Nachts eine Reise nach Versailles machte; dann wurde sie Gräfin, indem sie zum Schein den Grafen Wilhelm von Barry, Bruder desjenigen, der sie unterhalten hatte, heirathete, bei Hofe vorgestellt, und erhielt Zimmer im königlichen Schloße, aus welchem sie eine Prinzeßin *), zwei Minister **), und alle rechtschaffene Leute vertrieb, die sie finden konnte.

Der Herzog von Choiseul war Minister, als der König die Gräfin von Barry zu seiner Maitresse erklärte. Sie schlug sich zu der Par-

*) Die Prinzeßin Louise, Tochter des Königs, die in ein Kloster ging.

**) Den Herrn von Choiseul und von Praslin.

Parthie seiner Feinde, und beförderte seinen Sturz. Dies war sehr natürlich. Choiseul, noch mehr aber seine Schwester, die Herzogin von Grammont, erklärten sich öffentlich gegen sie, und thaten alles mögliche, um ihr zu schaden, und sie verächtlich zu machen. Die Herzogin hatte sich Hofnung gemacht, sich ausschließlich der Gunst des Königs zu bemeistern, es war ihr auch einigemal gelungen, ihn zu Schwachheiten zu verleiten; allein ihn auf immer zu fesseln vermogte sie nicht, und als vollends die Gräfin erschien, sah sie ihre Projecte gänzlich vereitelt — dies trieb ihre Wut und Rachgier auf den höchsten Grad. — Die Gräfin Barry war übrigens so wenig eine Freundin von Ränken und Hofintriken, daß sie oft von ihren Anhängern durch List und Vorspiegelung von großen Gefahren, die ihrer eignen Person drohten, dahin gebracht werden mußte, wohin sie sie haben wollten. Sie wollte blos ein glänzendes und sorgenloses Leben führen, und sie würde die ansehnliche Stelle einer Maitresse des Königs, im Fall sie daraus verdrängt worden wäre, nicht sehr bedauert haben, wenn man ihr beim Verlust derselben eine ansehnliche Pension und unumschränkte

Freiheit zugesichert hätte. — Sie verschwendete ungeheure Summen, und der König selbst erfuhr nie, wie viel sie ihm kostete, da ihre Anweisungen von dem Generalcontrolleur der Finanzen, dem Abbe' Terrai, ihrem Freunde, für baares Geld angenommen wurden. Aber nicht sie allein, weit mehr noch diejenigen, die sich ein gewisses Ansehen über sie erworben hatten, sich für ihre Beschützer ausgaben, und sich ihres Credits zum Steckenpferde bedienten, waren es, welche den königlichen Schatz plünderten und die Finanzen zu Grunde richteten. Unter diesen trieb es keiner ärger, als ihr ehemaliger Liebhaber und nachheriger Schwäger, der Graf von Barry, der sich nicht nur öffentlich rühmte, daß er dem Könige eine Maitresse gegeben, daß alle Minister von ihm abhängig wären, und blos durch ihn in ihren Posten erhalten würden, sondern auch nach und nach viele Millionen aus dem Schatze zog, die er in unsinnigen Verschwendungen verpraßte, und sein Erstaunen bezeugte, wenn man ihm einige Vorwürfe darüber machte, da es, wie er sich ausdrückte, nur bei ihm stand, noch weit mehr zu nehmen. — Solchen Händen war das Wohl der Nation anvertraut, und

auf diese Weise wurde der Schweiß der Unterthanen vergeudet! — Wenn diese Blutigel den Einfluß der Gräfin mißbrauchten, um ungestraft zu plündern, und ihre Wollüste zu befriedigen, so bediente sich der Kanzler ihres Ansehens, um seine ehrgeizigen Absichten durchzusetzen, und die Parlamenter gänzlich zu unterdrücken. Dies gelang ihm nur allzugut; alle Arten von Cabalen wurden zu dem Ende geschmiedet, und dem Könige sogar Schrecken eingejagt, indem man ihm das Bildniß des unglücklichen Carls I vor Augen brachte, und ihm zu verstehen gab, daß er ein ähnliches Schicksal erfahren könnte, wenn er gegen die rebellischen Magistratspersonen nicht mit Nachdruck verführe. Aehnlicher Machinationen bediente man sich auch gegen Choiseul. — Die Neigung des Königs zu der Gräfin war fast ohne Gränzen: er gerieth sogar einmal auf den Einfall, sich mit ihr zu vermählen, wie Ludwig XIIII mit der Frau von Maintenon. Sie selbst und ihre Creaturen und Anhänger fanden dies so erwünscht, daß sogleich eine Scheidung von ihrem Manne veranstaltet wurde, unter dem Vorwande, daß ihr zartes Gewissen es ihr nicht erlaubte, den Grafen

ferner als ihren Gemahl zu betrachten, da sie vorher mit dessen Bruder in einem vertrauten Umgange gelebt hätte. Die projectirte Vermählung kam zwar nicht zu Stande, allein die Liebe des Königs verminderte sich deshalb im geringsten nicht. Dem ungeachtet war sie ihm nicht treu, und ob sie sich gleich vielleicht nicht so viel Ausschweifungen zu Schulden kommen ließ, als ihre Feinde sie bezüchtigten, so war doch wenigstens der Herzog von Aiguillon lange Zeit ihr begünstigter Liebhaber.

Einige Anecdoten von ihr, die über ihren Charakter und ihre Aufführung noch mehr Licht verbreiten, so wie ein Paar witzige Einfälle auf ihre Unkosten, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen:

Man verbreitet das Gerücht, der junge Vicomte von Barry sei nach Pierre Anciſe gebracht worden, weil er der Gräfin von Barry eine gewisse Unpäßlichkeit mitgetheilt, mit welcher diese alsdann dem Könige selbst ein Geschenk gemacht habe. Es geht täglich eine Deputation der medicinischen Facultät nach Bicetre, um Versuche mit den Unglücklichen zu machen, die in dem nämlichen Falle sind. Ein Befehl des neuen Parlaments erlaubt den

Deputirten, diese Versuche so weit als möglich zu treiben, selbst bis zum Tode inclusive.

Da den König jetzt bisweilen eine Art von Schwäche anwandelt, so hat die Frau von Barry den Grafen von Lügeac und den Marquis von Chabrillant zu seinen Substituten gewählt, deren Talente sie, laut dem eignen Geständniß des letztern, schon vor ihrer Standeserhöhung geprüft hat. Der Marquis von Chabrillant erfuhr nämlich in Montelimart, wohin er verwiesen war, kaum die Erhebung der Gräfin, so rief er in Gegenwart von mehr als zwanzig Officieren seines Regiments aus: „Ach! was für einen glücklichen T*** hab' ich gehabt!“ Als man ihn fragte, warum? erwiederte er: „Von ihr hab' ich ihn einmal bekommen, und sie wird mich gewiß dafür entschädigen.“

Der König von Golconda hatte dem Herrn von Büssy einen Diamant zum Geschenk gemacht, der 800000 Livres an Werth geschätzt wurde. Diesen berühmten Diamant, grand butin genannt, sah die Gräfin von Barry mit lüsternen Augen an, und hätte ihn gern haben mögen. Sie ließ ihn zwey- oder

dreimal darum bitten; da er ihn aber nicht verkaufen wollte, und eben so wenig Neigung bezeigte, ihr denselben zu schenken, so gab man ihr Schuld, daß sie sich des königlichen Edicts vom December *) bedienen wollte, um ihn zu ihrem Vortheil confisciren zu lassen.

Die Pariser Freudenmädchen, von denen ehemals viele in der engsten Vertraulichkeit mit der Gräfin von Barry lebten, haben ihr so viele Bittschriften überreicht, daß es dem Polizeilieutenant ausdrücklich verboten worden ist, iwieder einen Fuß in öffentliche Häuser zu setzen, oder sie durchsuchen zu lassen. Die Gräfin, die vor vier Jahren selbst noch unter seinem Gerichtszwange stand, will ihren ehemaligen Gefährtinnen jetzt die Wohlthaten angedeihen lassen, deren sie sonst gern theilhaftig gewesen wäre.

Die Gräfin von Barry will einen neuen Ritterorden für beide Geschlechter stiften. Die Bedingungen für die Frauenzimmer, unter welchen sie zu dieser Würde gelangen können,

*) 1770, wodurch die Parlamenter gänzlich dem Willen des Königs unterworfen wurden.

sind sehr streng. Sie müssen wenigstens mit zehn verschiedenen Personen gelebt haben, und beweisen, daß sie dreimal in der Cur gewesen sind. Den Mannspersonen wird es die Gräfin, welche sich die Großmeisterwürde vorbehält, erlassen, Beweise ihrer Fähigkeit beizubringen. Ungeachtet die Gräfin versichert, daß sie nur diejenigen zu Rittern aufnehmen wird, welche die Ehre gehabt haben, ihre Gunst zu genießen, so glaubt man doch, daß dieser Orden zahlreicher als der Ludwigsorden werden wird.

Man hat eine öffentliche Bekanntmachung ergehen lassen, um zu erfahren, wo das Scepter des Königs von Frankreich, das man seit einiger Zeit vermißt, hingekommen sei. Nach langem Nachforschen hat man es endlich auf der Toilette einer artigen Dame, die man Gräfin nennt, gefunden, die sich dessen bedient, um mit ihrer Katze zu spielen.

Die Vermählungen der französischen Prinzen, des Dauphins, nachherigen Ludwigs XVI, und des Grafen von Provence, jetzigen Prä-

tendenten, gaben Anlaß zu verschiedenen Spöttereien und Sarcasmen, die mehr oder weniger treffend waren, aber sämtlich sich auf wahre Begebenheiten gründeten, die sich bei jenen Verheirathungen ereigneten, oder auf die Folgen derselben Bezug hatten. Hier einige davon:

Bei Gelegenheit der Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oesterreich bezeugte die Stadt Paris ihre Theilnahme durch ein großes Fest, mit einem prächtigen Feuerwerke verknüpft, unter Autorität des Herrn Bignon, Prevôt des marchands, dem die Veranstaltung und Ausführung desselben übertragen worden war. Man hatte den Platz Ludwigs XV zu dieser Feierlichkeit gewählt, den nämlichen, auf welchem in der Folge der unglückliche Monarch sein Leben unter der Guillotine aushauchen mußte. Das Fest wurde mit aller ersinnlichen Pracht gegeben, allein unglücklicher Weise waren die Anstalten dabei so schlecht, und die Polizei hatte so wenig für die Sicherheit der Zuschauer gesorgt, daß gegen zweihundert derselben im Gedränge umkamen. Die Wachen hinderten mit aufgepflanztem Bajonet das

Volk, sich beim Ende des Feuerwerks durch den Boulevard zu verlaufen, und einige Wagen vermehrten das Gedränge dergestalt, daß es hundert und vierzig Personen das Leben kostete, die einen günstigern Augenblick abwarten wollten, um sich zu entfernen. Ungefähr neunhundert starben noch nachher an den Wunden und Quetschungen, die sie erhalten hatten. Dem Herrn Bignon wurde mit Recht die Schuld dieses Unglücks zugeschrieben, weil er nicht haben wollte, daß die französischen und Schweizergarden die Wache bei dieser Gelegenheit thun und den Platz besetzen sollten, unter dem Vorwande, daß dies der Stadt vierhundert Louisd'or mehr kosten würde. Da man ihm jedoch keine härtere Strafe dafür auflegen konnte, so mußte er die Geißel der Satyre empfinden, wie aus folgenden Spöttereien erhellet:

Pigalle *) hat den Auftrag von der Stadt Paris erhalten, die Vermählung des Dauphins und die Weisheit des Herrn Bignon durch ein Basrelief für die Magdalenenkirche zu verewigen, welches das Blutbad auf dem Platze Ludwigs XV mit allen Verzierungen desselben

*) Ein berühmter Bildhauer.

vorstellen wird. Man wird die Fontainen, aus welchen Wein springt, die Orchesters, die Musici, die behangenen Gerüste und besonders die Wagen mit den Wapen von Richelieu, von Esparbes u. s. w. mitten im Gedränge sehen. Um der Ausführung mehr Stärke zu geben, wird man auch den Brand des Holzwerks darstellen, wodurch das Feuerwerk angezündet wurde, das prächtige Schauspiel der kleinen Fetttöpfe, die an jedem Baum im Boulevard angebracht waren, und endlich die Gräben, die Herr Bignon ausdrücklich dazu bestimmt hatte, um sein Andenken unsterblich zu machen. Niemand als Pigalle ist im Stande, diesen Darstellungen den Ausdruck zu geben, dessen dies kostbare Stück empfänglich ist. Man bittet ihn auch, nicht zu vergessen, daß die Wachen verschiedne Stöße mit dem Bajonet gegeben, und häufig ihre Hände in fremde Taschen gesteckt haben. — Dieses Denkmal wird besser seyn, und mehr dazu dienen, künftig ähnlichen Zufällen vorzubeugen, als die abergläubige Stiftung von Messen, welche die Stadt Paris zum Besten der Seelen der Ermordeten, welche noch im Fegfeuer schmachten, bestimmt hat.

Am Jahrstage der Erstickten und Umgekommenen auf dem Platz Ludwigs XV wird Herr Bignon ihnen in der Magdalenenkirche eine Leichenrede halten. Er hofft darzuthun, daß die Polizeianstalten sehr gut waren, daß das Feuerwerk vortreflich war, und daß, wenn es dabei viel Verunglückte gab, dies ein Beweis sei, daß ein großer Zulauf von Menschen bei seinem Feste war, welches sich mit dem Feuer geendigt haben würde, wenn nicht noch ein Leichenbegängniß Statt gefunden hätte, um es von neuem zu beleben.

Der französische Hof, der durch die Vortreflichkeit des vorjährigen Feuerwerks angereizt worden ist, mehrere zu geben, hat wieder eins in Versailles abbrennen lassen, das zum Glück niemandem das Leben gekostet hat, ungeachtet 100000 Raketen stiegen, und 10000 Personen in Versailles waren, welche der Ueberfluß an Lebensmitteln bewogen hat, nüchtern zu Bette zu gehen.

Was die Vermählung des Dauphins selbst betrift, so war sie der Gegenstand des beißendsten Witzes bei Hofe, in der Hauptstadt und in der Residenz. Das, was man damals ein-

ander mit einer gewissen Zurückhaltung ins Ohr raunte, hat man viele Jahre später laut wiederholt; alles, was man vorher sagte, ist eingetroffen, alle die spöttischen Prophezeihungen, mit denen man sich auf Kosten des erlauchten Paares trug, sind erfüllt worden. Man beschuldigte den Dauphin des Unvermögens, eine Sache, die so wenig ein Geheimniß war, daß der ganze Hof davon sprach. Die leichtsinnige Barry, die weder in ihrem Betragen noch in ihren Ausdrücken sehr delicat war, machte ihm sogar einmal öffentlich einen Vorwurf damit, weshalb er ihr eine Ohrfeige gab. *) Gewiß ist es — denn wie

*) Es scheint, als ob die Dauphins von Frankreich im Besitze gewesen wären, die Maitressen ihrer Väter auf diese Art zu beschimpfen; denn der Agnes Sorel, Maitresse Karls VII, widerfuhr eine ähnliche Beleidigung von dessen Thronfolger. Er haßte sie wegen des Einflusses, den sie sich auf den König erworben hatte, und suchte sie zur Untreue gegen denselben zu verleiten. Zu dem Ende bediente er sich des Grafen Dommartin, und bewog ihn, sich in sie verliebt zu stellen, um sie zu verführen und endlich zu stürzen. Dieser machte aber aus der Sache Ernst, verliebte sich wirklich in sie, fand Gehör, und beide genossen

hätte an einem Hofe, und zumal an einem Hofe, wie der französische war, eine so wichtige Sache ein Geheimniß bleiben können? —

lange Zeit ingeheim ihres Glücks. Nur der Dauphin war zu scharfsichtig, um ihn täuschen zu können. Er war von ihrem Verständniß aufs genauste unterrichtet, und suchte nur eine Gelegenheit, um den König durch den Augenschein von der Untreue seiner Geliebte zu überführen, aber alle seine Anschläge mißlangen. Verschiedne male wollte er sie in Begleitung des Königs überraschen, wenn er gewiß wußte, daß ihr Liebhaber bei ihr war, aber wenn sie kamen, war der Graf entweder schon fort, oder so gut verborgen, daß man ihn nicht entdecken konnte. Der König, der nun alles für Verläumdung hielt, was man ihm von seiner schönen Agnes hinterbrachte, fühlte sich immer stärker an sie gefesselt. Dies brachte die Wut des Dauphins aufs äußerste, er behandelte sie mit der ausgezeichnetsten Verachtung, und ließ keine Gelegenheit vorbei, wo er sie kränken konnte. Sie ihrer Seits glaubte nun auch keine Zurückhaltung mehr nöthig zu haben, erwiederte gleiches mit gleichem, und ließ ihn ihren Stolz sehr oft empfinden. Hierüber aufgebracht, gab er ihr einst eine derbe Ohrfeige. Sie gerieth fast außer sich für Zorn, und weil sie nicht die verlangte Genugthuung erhielt, so verfiel sie in einen innern Gram, der ihre Gesundheit angrif und ihr endlich den Tod zuzog.

daß die wirkliche Vollziehung der Heirath, von welcher die Ceremonie bereits im Monat Mai des Jahrs 1770 statt gehabt hatte, erst nach vielen fruchtlosen Bemühungen den 26sten März 1771 erfolgte. Diese Begebenheit gab den witzigen Köpfen Stoff genug zur Unterhaltung, den sie sich auch nicht entgehen ließen.

Man behauptet für gewiß, sagten sie, daß nach einem Vorspiel von zehn Monaten die Vereinigung eines jungen Prinzen aus einem der ersten Häuser von Europa mit seiner Gemahlin in dem Zeichen des Widders vor sich gegangen ist — eine sehr üble Vorbedeutung, wenn das Geblüt der Cäsarn nicht jeden Verdacht von sich entfernte. Der Beobachter dieses Phänomens ist kein strenger Astrolog, und glaubt nicht, daß tugendhafte Seelen dem Einfluß der Gestirne unterworfen sind. Was die Vollziehung der Verbindung des Prinzen anlangt, so ist er der Meinung: es sei besser spät als gar nicht.

Eine Dame vom ersten Rang, die lange Zeit mit ihrem Gemahl unzufrieden gewesen ist, hat sich jetzt einem Abbe' von schlechter Gesellschaft und verdorbener Gesundheit an

den Hals geworfen, der ihr schon Reue über diesen Schritt abgenöthigt hat. — Wer denkt hiebei nicht an den Cardinal von Rohan, an seinen vertrauten Umgang mit der Königin, und an die schmutzige Halsbandgeschichte, welche das erste Signal zu der großen Revolution gab?

Die Vermählung des Grafen von Provence mit der ältesten Tochter des Königs von Sardinien entging der Critik eben so wenig, ob man gleich nicht so viel Veranlassung dazu hatte. Das allgemeine Sittenverderbniß des Hofes lieferte indessen immer Stoff genug, wie unsre Leser sogleich sehen werden.

Der Graf von Provence hat, um nicht ein ähnliches Schicksal zu erfahren wie der Dauphin, die Erlaubniß erhalten, vor seiner Heirath sich in den Pflichten seines künftigen Standes zu üben. Seinen ersten Versuch hat er in dem Thiergarten zu Versailles gemacht, in Gegenwart des Marschalls von Richelieu, als Bevollmächtigten des Hofs bei dieser Handlung, des Sardinischen Gesandten, und des Herrn Tronchin, als Notarius, um die Richtigkeit und wirkliche Vollziehung des Actus gehörig zu beurkunden. Nachdem dieser letzte

dem geheimen Rathe seinen Bericht abgestattet hat, ist der Prinz mannbar erklärt, und ihm in dieser Eigenschaft die Erlaubniß ertheilt worden, seine Uebungen bis zur Ankunft der Prinzessin fortzusetzen, die ihn im Stande gefunden hat, in alle Geheimnisse des Sacraments einzugehen, dessen Genuß ihm verstattet worden ist. Durch diese Versuche sind die Preise für die unschuldigen Mädchen ungeheuer gestiegen, da der Marschall von Richelieu und der Kanzler ein Magazin davon angelegt haben, das für die jungen Prinzen bestimmt ist, nachdem sie vorher von ihrem Großvater gehörig zubereitet worden sind, der gern die Mühe über sich genommen hat, seinen Enkeln beizustehen, indem er ihnen die ersten Anstrengungen erspart.

Bei dem großen Balle, der in Versailles bei Gelegenheit der Vermählung des Grafen von Provence gegeben wurde, war so gute Gesellschaft, daß dem Prinzen von Soubise sein Geldbeutel und verschiedenen andern Personen ihre Uhren gestohlen wurden. Die Prinzessin von Guemene büßte eins ihrer Armbänder am Schenktische ein, indem ihr ein wohlgekleideter Mensch, der sich beeiferte,

sie

sie zu bedienen, ein Glas Limonade reichte. Dies ist wenigstens ein hinreichender Beweis von der Fertigkeit der Leute, welche diesem Balle beigewohnt haben.

Von einem andern Balle lieferte die Chronique scandaleuse folgende Beschreibung: Die Gräfin von Provence hat den Herren des neuen Parlaments einen Ball gegeben, um dem Könige gefällig zu seyn, der ihr befohlen hat, mit dem Herrn von Sauvigny, dem ersten Tänzer des Königreichs, zu tanzen. Man rechnet, daß an Pferden, Herzogen, Bedienten, und Magistratspersonen 800 Seelen in Versailles gewesen sind, welche die Nacht daselbst zugebracht haben.

Hier noch einige Anekdoten und Satyren, den französischen Hof und berühmte Personen der damaligen Zeit betreffend:

Man hat ein Verzeichniß von den Lustschlössern des Königs gemacht, worunter Versailles, die Bastille, Vincennes, Marli, Bicetre ꝛc. ꝛc. gerechnet werden. Man zählt

deren neunhundert, ohne die geistlichen Ordenshäuser, welche zur Niederlage der kleinen Vergnügungen des Königs dienen. In einer großen Anzahl derselben findet man ansehnliche Depositа von verkauften oder aufgeopferten Leuten.

Man hat einen neuen Gerichtshof errichtet, unter dem Namen des Gewissens-Gerichts, an dessen Spitze der Marschall von Richelieu und der Herzog von Aiguillon stehen. Dieser Gerichtshof soll die Glücksumstände der Financiers untersuchen, denen der Abbe Terrai *) die Federn noch nicht ausgerupft hat.

Der Marschall von Richelieu hat dem König bewiesen, daß er am leichtesten und am wohlfeilsten zu seinen Einkünften gelangen

*) Generalcontrolleur der Finanzen, der beim Antritt der Regierung Ludwigs XVI sogleich seine Stelle niederlegen mußte, und beinahe vom Volke, das ihn durchgehends haßte, umgebracht worden wäre.

würde, wenn er die Contributionen in ganz Frankreich durch das Militair eintreiben ließ. Man hat daher dem General-Controlleur befohlen, mit den Pächtern über die Mittel sich zu berathschlagen, wie man bei dieser Gelegenheit verfahren soll. Der Marschall, der während des letzten Krieges das Amt eines Einnehmers in dem Churfürstenthum Hannover verwaltet hat, erbietet sich, die Operationen des ersten Feldzugs zu dirigiren, und die Herren Luckner, Monnet, Grandmaison und Campfort *) unter sein Commando zu nehmen. Man wird dadurch dem Könige 60000 Menschen, die bisher zu den Expeditionen der Pächter nöthig waren, und die er nun zu etwas besserm brauchen kann, ersparen, und ihm, ohne sich der Gewaltthätigkeiten und Plünderungen der Pächter schuldig zu machen, noch einmal so viel verschaffen, als er bisher erhielt. — Dies alles war freilich nur eine Spötterei auf den Marschall, indessen sagten doch andre, daß dies kein übles Mittel wäre, um den Bedrückungen der Unterbeamten und der Commissarien der Pächter

*) Partheigänger im siebenjährigen Kriege.

ein Ende zu machen, die sich nicht scheuten, bei der Eintreibung der Gefälle einem Greise, einem Sterbenden, einer Kindbetterin ihr Lager zu nehmen — Grausamkeiten, die täglich von jenen Personen in den Provinzen begangen würden, und zu denen doch ein Marschall von Frankreich sich nicht erniedrigen würde.

Es ist befohlen worden, vier Mann von jeder Compagnie aus der ganzen französischen Armee auszuheben, welche ein Corps von Janitscharen ausmachen sollen, zu deren Aga der Graf von Barry ernennt werden wird. Dieses Corps ist dazu bestimmt, die Befehle Seiner Majestät in alle Provinzen des Königreichs zu bringen, die Stummen zu begleiten, wenn diese mit geheimen Aufträgen verschickt werden, und im vorkommenden Falle die Befehle, deren Ueberbringer sie sind, durch Bajonettstiche zu erklären. Man glaubt, daß dieses Mittel, durch welches man unter Ludwig XIIII Bekehrungen bewirkt hat, unter der Regierung seines Enkels nicht unnütz seyn wird.

Die Geschichte der Dragonaden wird von neuem gedruckt, und soll zum Unterricht dieses Corps dienen, in welchem man alle diejenigen sogleich zu höhern Stellen befördern wird, die sich durch glänzende Thaten auszeichnen. Ausser den gewöhnlichen Waffen des Fußvolks werden diese Soldaten auch Sackpistolen und Dolche führen. — Dieses Corps könnte auch wohl noch der Nation Nutzen bringen, wenn es ihm einmal einfiele, außer einigen andern Köpfen auch den der Favoritsultanin und des französischen Großvizirs zu verlangen.

Der Herzog von Villeroi wurde von dem Gemahl seiner Maitresse mit Prügeln bedroht. Um derselben künftig in Ruhe zu genießen, ließ er den Unglücklichen nach der Insel St. Margaretha bringen, und ihn auf Lebenszeit einsperren.

Eben so machte es der Herzog von Villiere. Er hatte die Frau eines Seifensieders in Marseille, Namens Sabathin, zur Maitresse. Da er ihr gern einen Stand und

Namen verschaffen wollte, ließ er ihren Mann in Bicetre einsperren, gab ihn für tod aus, zeigte einen falschen Todtenschein vor, und verheirathete sie an einen gewissen Marquis von Langeac, ohne daß dies seine Verbindung mit ihr störte.

Der Prinz von Conti, ob er gleich ein Feind des Herrn von Choiseul war, dachte großmüthig genug, um zu der Frau von Boufflers, die sich über den Fall desselben freute, zu sagen: „Sie haben Recht, Madam, daß „Sie so denken, wie die kleine Anzahl. Es „werden mit Ihnen ungefähr zehn Personen „in Paris seyn, die einen so durchdringenden „Verstand besitzen, um richtiger zu sehen, als „das ganze übrige Frankreich.“

Da der Prinz von Conti erfuhr, daß sein Sohn die Parthei der Prinzen vom Geblüt verlassen hätte, sagte er, daß er ihn wohl als einen schlechten Sohn, als einen schlechten

Ehemann, als einen schlechten Freund kenne, daß er aber nicht geglaubt hätte, daß er auch ein schlechter Franzos wäre.

Nachdem der Beichtvater des Königs in Ungnade gefallen ist, weil er überrumpelt wurde, indem er mit den Pagen schäkerte, so steht diese Stelle den Mitbewerbern offen, die demjenigen von unsern Prälaten zu Theile werden wird, der in Gewissensachen am gelindesten denkt. Der Erzbischof von Rheims ist vorgeschlagen worden; da er aber seit langer Zeit in einer höchst ärgerlichen Verbindung mit einem seiner Großvicarien lebt, so hat man ihn verworfen. Die Cardinäle von Gevre und von Luynes sind bestimmt worden, das Amt halbjährig zu verrichten: da aber der eine nicht lesen kann, und der andere seine Ohrfeige noch nicht abgewaschen hat *), so ist die Entscheidung Seiner Majestät ungewiß.

---

*) S. oben S. 50.

Die Franzosen sind jetzt im Ganzen genommen von so schlechter Leibesbeschaffenheit, daß die starken Leute in einem ungeheuren Preise stehen. Man versichert, ein Bedienter aus der Provinz, der nach Paris kömmt, werde von den Damen, die sich seiner bedienen, so gut bezahlt, wie ein Rennpferd von guter Race in England. Wenn dieses System sich erhält, so werden eine oder zwei Generationen hinreichend seyn, um der Nation wieder ihre vorige Stärke zu verschaffen.

Der Bischof von St. Brieux wollte der Frau eines Parlamentsgliedes Gewalt anthun, allein diese neue Lucretia ergrif, um sich von seinen Verfolgungen zu befreien, den Degen ihres Bruders, und verwundete ihn sehr gefährlich. Ueberdies fiel er in eine gewisse krampfhafte Krankheit, welche die Folge seines erhitzten Blutes, und des jählingen Schrecks war, den er gehabt hatte.

Der Herzog von Fronsac, Sohn des Marschalls von Richelieu, war von der Parthei der Prinzen, die gegen die Aufhebung des alten Parlaments protestirten, und sich den Verordnungen des Königs in Ansehung des neuen widersetzten. Als sein Vater dies erfuhr, begab er sich mit dem Degen in der Hand in sein Zimmer, und befahl ihm jene Parthei zu verlassen, unter der Drohung, ihn zu tödten. Der Herzog aber, der keine sonderliche Ehrerbietung für seinen Vater hegte, ergrif seinen Degen ebenfalls, und versicherte ihm, daß er wissen würde sich zu vertheidigen, wenn er den seinigen nicht einsteckte. Der Marschall, der keinen Widerstand vermuthet hatte, ließ sich nicht lange bitten, weinte für Wut, seinen Endzweck nicht erreicht zu haben, gab ihm, um sich doch einigermaßen zu entschädigen, seinen Fluch, und erklärte ihm, daß er ihn nicht länger für seinen Sohn erkennen, noch mit ihm leben wolle.

Als die Mousquetairs den Mitgliedern des Obersteuerraths den Befehl brachten, sich

in den Gerichtshof zu begeben, waren viele so menschenfreundlich, bei den Weibern derselben zu bleiben, um sie zu beruhigen, und ihnen beizustehen, wenn irgend eine Schwachheit sie anwandelte. Dies hielt die Damen ab, ihre Männer in den Gerichtshof zu begleiten, und Lärm zu machen. — Der älteste jener Abgeordneten war noch nicht fünf und zwanzig Jahr.

Der Herzog de la Vauguyon trägt, so wie ehemals Ludwig XI, ein Bildniß der heiligen Jungfrau in seiner Tasche, mit welchem er sich über jede Thorheit, die er begehen will, erst versteht. Es kostet ihm mehr oder weniger Ave Maria, nach dem die Unternehmung ist.

In der Augustinerkirche entstand ein großer Streit zwischen den Mitgliedern des Obersteuerraths, der Rechnungskammer und des neuen Parlaments über den Rang, die Oberstellen u. d. g. Man sagte daher zum Spott,

daß dieser Zank schreckliche Folgen hätte haben können, wenn die guten Mönche nicht eiligst mit Eimern voll Weihwasser herbeigeeilt wären, um das Feuer zu löschen, das bereits die Perücken jener Herren ergriffen hatte.

Bei der Oefnung der Familiengruft des Hauses Matignon hat man einen Kinnbacken gefunden, der den Prinzen von Monaco und die mediciniſche Facultät, welche deshalb zu Rathe gezogen worden iſt, ſehr in Verlegenheit ſetzt. Er gleicht ſo vollkommen dem Kinnbacken eines Eſels, daß man glauben müßte, es wäre einer, wenn man nicht gewiß wüßte, daß blos Leute von der Familie in dieſer Gruft wären beigeſetzt worden.

Das Schickſal aller guten Bücher, die jetzt in Frankreich herauskommen, iſt, durch die Hand des Henkers verbrannt zu werden. Dies iſt auch einem Buche widerfahren, welches unter dem Titel: Der Traum eines ehr-

lichen Mannes, erschienen ist, und in welchem der Verfasser allen Bösewichtern des Königreichs ein trauriges Ende ihrer Laufbahn verspricht, dessen Umstände er genau zergliedert. Es ist dem Kanzler dedicirt, und in zehn Capitel eingetheilt, wovon jedes die Geschichte eines großen Herrn nebst einer Hinrichtung enthält. Diese Gemälde sind so treffend, daß alle Leute, die jetzt in Gnaden stehen, über ihre Aehnlichkeit mit ihnen erschrocken sind.

Man hat in Paris eine Versicherungsanstalt für die Treue der Weiber errichtet, woran jedermann, jedoch nach Verschiedenheit der Preise, Antheil nehmen kann. Die großen Herren müssen funfzig vom Hundert Prämie bezahlen, außerdem aber, wenn die Wahrscheinlichkeit offenbar gegen die Assecurateurs ist, wird diese Taxe noch willkührlich nach dem Verhältniß des Rufs, worin ein Frauenzimmer steht, erhöht. Je verdächtiger die Treue einer Dame ist, desto theurer wird sie angeschlagen. Die Vorsteher dieser Anstalt werden überdies eine Liste derjenigen bekannt machen, auf

welche gar keine Versicherung angenommen wird, unter welchen sich viele Frauenzimmer von hohem Range befinden.

Man zählt in Paris über hundert und funfzig Weiber, die unter den Namen von Gräfinnen, Marquisen, bekannt sind, und welchen Madam Gourdan (eine berühmte Kuplerin) verschiedene male ihr Haus verboten hat.

Es ist ein Buch erschienen, in welchem die Könige von Frankreich ersucht werden, den Beweis ihrer Behauptung, daß sie von Gott selbst eingesetzt wären, beizubringen, indem sie den Tractat vorzeigen, den der ewige Vater mit ihnen abgeschlossen hat. Der Verfasser fordert sie dazu auf.

Der Herzog von Aiguillon hatte sich der Gunst des Königs bemeistert, man glaubte

aber doch nicht, daß er ins Ministerium kommen würde, weil seine Verbrechen zu ruchtbar und zu groß waren, als daß sie je hätten vergessen werden können. Auf einmal aber geschah es. Im Anfange des Junius 1771 wurden alle an den französischen Hof accreditirte Minister von dem Herzog von Laval zum Abendessen gebeten. Sie erschienen, ohne die Ursache dieser Einladung zu wissen, die sie jedoch sehr bald erfuhren. So bald der König benachrichtigt worden war, daß die ganze Gesellschaft beisammen wäre, erschien er mit einem heitern Gesicht und in Begleitung des Herzogs von Aiguillon, und erklärte sogleich den Gesandten, daß er denselben zum Minister der auswärtigen Geschäfte ernennt hätte, sie hätten also künftig gerade mit ihm über alles, was von diesem Departement abhinge, zu unterhandeln. Die ganze Gesellschaft war so verblüft über diese Neuigkeit, daß niemand aus derselben dem Herzog einen Glückwunsch über seine Erhebung abstattete, und während des Abendessens herrschte ein tiefes ununterbrochenes Stillschweigen. — Man sagte von diesem Ereigniß, daß es schiene, als ob die schrecklichsten Verbrechen hinreichend wären,

um Ansprüche auf die Gnade und die Wohlthaten eines Königs zu machen, den die Nation zu sehr liebte, um ihn nicht zu beklagen.

Der Herr von Gonzier, Bischof von Arras, hat eine Lection bekommen, die unsere Prälaten sehr bedürfen, um sie zu belehren, daß die Herren von der Kirche sich nicht so öffentlich und ohne Zwang ihrem Vergnügen überlassen dürfen, als die Laien, und daß sie sich in Acht nehmen müssen, auf frischer That ertappt zu werden. Der Herr von Gonzier hätte 12000 Livres erspart, wenn er weniger wollüstig gewesen wäre, und sich mit einem Sopha begnügt hätte. Herr Despinchal traf ihn ganz entkleidet bei seiner Maitresse im Bette an, und zwang ihn, ihm 500 Louisd'or wieder zu geben, die sie ihm seit zwei Monaten gekostet hatte, worauf er ihm alle seine Eigenthumsrechte auf sie abtrat. Vermittelst dieses Vergleichs hat Despinchal zwei Monate hindurch sich auf Unkosten der Kirche vergnügt — ein Fall, der sehr selten einzutreten pflegt.

Der Chevalier von Choiseul verstand ebenfalls die Kunst, seine Neigung zu befriedigen, ohne daß es ihm etwas kostete. Er hatte keinen Heller Geld, und wünschte doch sehr, die Gunstbezeugungen der Demoiselle Hingel, einer berühmten Opertänzerin, zu genießen. Er lud sie zu einer Parthie aufs Land ein, und zwang sie da auf eine sonderbare Art zur Uebergabe. Als er sah, daß seine Empfindungen sie nicht zu besiegen vermogten, so ergrif er ein verzweifeltes Mittel, und drohte ihr, sie Hunger sterben zu lassen, wenn sie ihn aus Liebe für sie sterben ließ. Die Schöne war menschlich genug, weder das eine noch das andere zu wollen, und ergab sich auf Gnade und Ungnade.

Der berühmte d'Alambert war, als er noch in der Wiege lag, von kalekutschen Hähnen an einem gewissen wesentlichen Theile seines Körpers verstümmelt worden; dies erregte in der Folge seinen Haß gegen die Jesuiten, welche jene Thiere zuerst nach Frankreich gebracht hatten. Als er einst in heftigen Ausdrücken

drücken von den Jesuiten sprach, nahm Madam Geoffrin, diese große Freundin der Gelehrten, sich der Gesellschaft an, und sagte zu ihm, daß diese guten Väter ihn in den Stand gesetzt hätten, das auf einer Seite wieder zu gewinnen, was er auf der andern verloren hätte.

Er mußte auch andere Spöttereien deshalb erdulden. Man erzählt, daß er in einer Sitzung der Academie der Wissenschaften eine Epistel von Saurin über die Leiden des Alters gelesen, welche der ganzen Gesellschaft Thränen ausgepreßt hätte, wegen der besondern Theilnahme und der Empfindung, die d'Alambert ausgedrückt hätte, als er auf den Punkt des Unvermögens gekommen wäre.

Unter den Lastern der damaligen Zeit waren auch sehr unnatürliche im Schwange. Man beschuldigte nicht ohne Grund Personen aus den ersten Classen einer zu weit getriebenen Neigung gegen ihr eigenes Geschlecht, die sich von den ältesten Zeiten bis auf die jetzigen fortgepflanzt hat, und von der man selbst in dem

goldenen Zeitalter Griechenlands nicht frei war. — Unter vielen andern gehörte auch der Marquis von Villette unter jene Anzahl. — Von dem Cardinal Bernis, französischem Ambassadeur in Rom, erzählte man, er wäre daselbst von den Cardinälen Pallavicini und Acciajuoli naturalisirt worden, die ihn in einer nächtlichen Versammlung des heiligen Collegiums als den Liebling ihres Herzens behandelt hätten. — Voltaire wirft seinem Widersacher Freron vor, er habe abwechselnd die Rolle Jupiters und Ganymeds gespielt. — Der Graf von Noailles, ein Mann, der übrigens im Geruch der Frömmigkeit stand, hatte stets einige Lieblinge unter seinen Bedienten. Einst bekam er einen neuen, einen rohen Menschen aus der Picardie, der noch nicht zu dem Dienste eines so großen Mannes vorbereitet, und noch weniger in solche Geheimnisse eingeweiht war. Indem er sich aber einige verbotene Freiheiten mit ihm erlauben wollte, von denen dieser nichts verstand, gab der plumpe Kerl seinem Herrn eine Ohrfeige, die ihn zu Boden streckte, und ihn nöthigte, acht Tage lang das Bette zu hüten. Gleichwohl bewirkte diese Lection seine Besserung nicht.

Wir haben oben des berühmten Cardinals Richelieu und seines Vertrauten, des Pater Josephs, Erwähnung gethan. Dies giebt uns Veranlassung, in eine frühere Epoche der französischen Geschichte zurück zu gehen, und eine Begebenheit aus dem Leben dieses Cardinals zu erzählen, die äußerst interessant ist, und den größten Einfluß auf Frankreich, ja in der Folge auf ganz Europa, hatte.

Richelieu hatte, ungeachtet er Frankreich fast unumschränkt beherrschte, und unaufhörlich mit Plänen beschäftigt war, die dahin abzielten, sich auf seinem erhabenen Posten zu sichern, seine Feinde zu stürzen, die verheerende Flamme des Kriegs immer weiter auszubreiten, und alle europäischen Mächte das Uebergewicht seiner Politik empfinden zu lassen, doch auch seine schwachen und süßeren Stunden, in denen er der Liebe huldigte und Cytheren Opfer brachte. Dann machte der Staatsmann dem Menschen Platz, und sein Herz öffnete sich sanften Gefühlen. Man trug sich sogar mit dem Gerücht, er wäre in einem geheimen Verständniß mit der Königin, und sagte, er hätte den Schlüssel zu ihrer Unfrucht-

barkeit gefunden. Diese Beschuldigung ist aber grundlos; die Königin war zu tugendhaft, um sich freiwillig — denn was nachher geschah, war die Folge einer Ueberraschung und der feinsten Intrigue, der sie keinen Widerstand entgegen zu setzen vermogte — einer Ausschweifung zu überlassen, bei der ihr Herz nicht interessirt seyn konnte, und der Cardinal war damals schon zu alt, als daß er hätte hoffen dürfen, von einer solchen Vertraulichkeit diejenigen Früchte einzuerndten, um die es ihm allein zu thun war. Er vermied vielmehr so viel als möglich alles Aufsehen bei seinen Liebschaften, und überließ sich nur im Stillen den Genüssen, nach denen bisweilen sein Herz lechzte — selbst seinen vertrautesten Freunden verstattete er selten einen Blick in diese Geheimnisse.

Unter denen, welche seine Neigung fesselten, befand sich ein junges Frauenzimmer, seine Nichte, die er selbst erzogen und gebildet hatte. Sie besaß während eines langen Zeitraums allein sein Herz, beherrschte ihn unumschränkt, und er liebte sie mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit. Daß man bei Hofe

und in der Stadt sich bisweilen einige spöttische Bemerkungen über diese gegenseitige große Zuneigung erlaubte, daß man nicht glauben wollte, sie sei so ganz frei von jedem sinnlichen Genuß, als beide es der Welt überreden wollten, kann man leicht denken. Der Cardinal und seine schöne Verwandte aber erklärten diese Gerüchte, wenn sie ihnen einmal zu Ohren kamen, für die schwärzeste Verläumdung; der Cardinal behauptete, nur der höchste Grad reiner väterlicher Liebe erfülle sein Herz, und sie, die gränzenloseste Ehrfurcht gegen ihren Onkel und Wohlthäter beseele das ihrige — und so gingen sie ihren Weg fort, ohne sich irren zu lassen. Indessen ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß noch engere Bande als jene, mit denen man sich öffentlich brüstete, sie in geheim verknüpften.

Richelieus Nichte, Fräulein von Pontchateau, war ein Frauenzimmer von blendender Schönheit, und besaß Eigenschaften des Geistes, die ihren Umgang äußerst angenehm und anziehend, und sie selbst zu einer der ersten Zierden ihres Geschlechts machten. Sie glänzte durch ihren Witz, entzückte durch ihre

Munterkeit, fesselte die Herzen aller derer, die sich ihr nähern durften, durch zuvorkommende Güte und Herablassung, und ließ in Ansehung ihrer körperlichen Talente alles hinter sich zurück, was in den damaligen Zeiten Anspruch auf guten Ton und Cultur machte. Diese Vorzüge allein würden ihr schon Anbeter genug erweckt haben; aber hierzu kam noch die Pracht, in der sie sich öffentlich zeigte, und die der königlichen selbst nur wenig nachgab — denn Seine Eminenz ließen es ihr an nichts fehlen, und schienen selbst einen Stolz darein zu setzen, wenn diese Dame alles um sich her verdunkeln konnte — das Ansehen, in dem sie als erklärter Liebling und nächste Verwandtin des ersten Ministers, des Mannes, von dessen Wink das Wohl und Weh von Millionen abhing, stand; der Reichthum, den sie einst zu erwarten hatte, denn es war allgemein bekannt, daß der Cardinal ihr nicht nur bei ihrer künftigen Vermählung eine sehr große Aussteuer versprochen, sondern sie auch zur Erbin, wo nicht aller, doch des größten Theils seiner Güter erklärt hatte. Dies alles zusammen genommen machte sie zur ersten Parthie des Königreichs, und nun wird man wohl

nicht zweifeln, daß tausend Herzen ihr entgegen schlugen, daß Schaaren von Liebhabern sich zu ihr drängten, und um ihre Gunst buhlten, und daß selbst die Vornehmsten des Hofes sich nicht zu groß dünkten, um nach einem ihrer Blicke zu geizen. Ihr Besitz konnte ja alle Leidenschaften befriedigen, Liebe, Ehrgeiz, Habsucht — wen hätte nicht nach einem solchen Gute gelüsten sollen?

Aber wer der Glückliche seyn würde, dem dieser Schatz einst zu Theil werden sollte, das war eine nicht leicht zu beantwortende Frage. Wenn sie auch, sich selbst überlassen, in der Wahl eines Liebhabers nicht sehr delicat gewesen wäre, und vielleicht blos auf Jugend und Schönheit Rücksicht genommen hätte, so mußte doch derjenige, der auf ihre Hand Anspruch machte, ganz andere Vorzüge besitzen, wenn er in seiner Bewerbung glücklich seyn wollte. Der Cardinal besaß einen gränzenlosen Stolz, den er bei der Bildung des Charakters seiner schönen Nichte, die er, wie gesagt, selbst übernommen hatte, auch ihr einflößte; ihr jugendliches Herz, jedes Eindrucks empfänglich, hatte die Lehren ihres Oheims

willig aufgenommen — was Wunder, daß jene Leidenschaft, von dem Glanz, der sie umgab, stündlich noch mehr genährt, Wurzel bei ihr gefaßt hatte, und endlich die herrschende geworden war, die jede andre verdrängte? Dies war in der That der Fall; hinter einer anscheinenden Leutseligkeit und Güte verbarg sie einen Stolz, der selbst ihre Geburt, und das Ansehen, in dem sie stand, überstieg. Wer durfte also mit Hofnung eines glücklichen Erfolgs sich ihr zum Gatten anbieten? Ritter und Grafen, die vornehmsten Herren des Königreichs wurden zurückgewiesen und verschmäht, wenn sie nur einen entfernten Antrag wagten; nur ein Prinz konnte ihren Ehrgeiz befriedigen, und auch dieser mußte im Besitz großer Ehrenstellen und Güter seyn, oder wenigstens die gewissesten Aussichten zu denselben haben, wenn er erhört werden sollte.

Endlich erschien einer, dem sie sich nicht nur gern in die Arme geworfen hätte, sondern auf den sie auch, zugleich mit ihrem Onkel, förmlich Jagd machte. Gaston, Herzog von Orleans, des Königs Bruder, ein leichtsinniger Herr, der sich in seinen Handlungen nicht

immer von der Klugheit leiten ließ, war Wittwer, und flatterte nun um die Schönen des Hofs herum, die er sämmtlich als eine gute Beute ansah, welche demjenigen mit Recht zu Theil würde, der sich ihrer zuerst bemeistern könnte. Jetzt fiel es ihm auch ein, Richelieus Nichte seine Huldigungen darzubringen, und von diesem Augenblicke an ward nichts gespart, was vermögend war, ihm ihre Gunst zu erwerben. Schmeicheleien, Lobpreisungen ihrer Schönheit, demüthige Aufwartungen, Liebkosungen, Geschenke — alles ward aufgeboten, um sie zu bestürmen, und in ihrem Herzen eine Bresche zu schießen, durch die er als Sieger einziehen könnte. Was den Werth dieser Liebschaft noch erhöhte, war, daß sie nicht in geheim, sondern vor den Augen des ganzen Hofs betrieben wurde. Jedermann wußte und sprach davon, und selbst in Gegenwart der Königin, deren vertrauteste Freundin das Fräulein von Pontchateau war, entblödete sich der Herzog nicht, seine Gefühle gegen dieselbe laut an den Tag zu legen. Mitten in den glänzendsten Cirkeln hatte er nur Augen für sie, drängte sich unaufhörlich zu ihr, und schien immer mehr Nahrung für seine Liebe zu suchen.

Jetzt hatte endlich der Stolz der schönen Nichte des Cardinals einen Gegenstand gefunden, an dem er sich weiden konnte. Mit Entzücken überließ sie sich dem Gefühl ihres Glücks und den freudenvollen Aussichten in die Zukunft, die ihren Erwartungen und Wünschen nicht blos entsprach, sondern sie fast noch übertraf. Daß ihr Anbeter ein großer Prinz und der nächste Verwandte des Königs war, wäre schon Empfehlung genug für ihn gewesen; allein er war noch weit mehr, nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach Erbe des Throns, da Ludwig XIII mit seiner Gemahlin, Annen von Oesterreich, in einer kinderlosen Ehe lebte, und die Hofnung, deren zu erhalten, mit jedem Tage sich verminderte. Sie sah sich also schon in Gedanken als künftige Königin von Frankreich, mit allen Attributen der Macht und Größe umgeben, die dieser Würde gebühren — ein Glück, das ihr gar nicht streitig gemacht werden konnte, so bald die Verbindung mit dem Herzog zu Stande kam. Und warum sollte sie das nicht, da es sein einziges und eifrigstes Bestreben zu seyn schien, die Liebe und den Besitz seiner Auserwählten zu erhalten? Ein Besitz, zu dem er doch unmöglich anders

als auf die rechtmäßige Art gelangen konnte. Nicht minder schmeichelhaft mußte es für sie seyn, daß diese Verbindung bei den übrigen dabei interessirten Personen, weit entfernt ihr Hindernisse in den Weg zu legen, vollkommnen Beifall fand. Die Königin wußte nicht allein von der Neigung des Herzogs gegen ihre Freundin, sie war sogar entzückt darüber, unterstützte ihn, und feuerte ihn in seinen Bewerbungen immer mehr an. Der König konnte und durfte den Wünschen seines Ministers nichts versagen, so bald dieser sie ihm zu erkennen gab, folglich auch die Einwilligung zu dieser Heirath nicht — und dieser letzte, der von allem aufs genaueste unterrichtet war, und alles billigte, überließ sich, so gut wie seine Nichte, den süßesten Träumen.

Nur Eins fehlte, um die Haupt- und Nebenpersonen dieses Dramas auf den Gipfel des Entzückens zu setzen, und dieses Eine war — ein förmlicher Heirathsantrag von Seiten des Herzogs. Zwar entströmten seinen Lippen honigsüße Worte, sein Mund floß über von Lobeserhebungen seiner Geliebte, die, wenn man sie buchstäblich genommen hätte, einen

kleinen Anstrich von Unsinn gehabt haben würden; wenn er sie hundertmal des Tags gesehen hätte, würde er auch eben so vielmal neue Reize des Geistes und des Körpers an ihr entdeckt haben; keine Sterbliche durfte, seiner Meinung nach, es wagen, sich mit seiner Angebeteten zu messen, und selbst die seraphischen Schönheiten würden eine klägliche Figur spielen, wenn sie sich die Mühe nehmen wollten, auf die Erde herab zu kommen, und mit dieser Huldin einen Wettstreit zu beginnen. Er war der feurigste und zärtlichste Liebhaber, beeiferte sich mit unermüdeter Aufmerksamkeit, den kleinsten Wunsch seiner Gebieterin zu erfüllen, schien nur in ihr zu leben, schilderte das Glück, ihr Herz zu besitzen, mit Zügen, wozu ihm nur sein eignes mit der glühendsten Liebe erfülltes Herz die Farben leihen konnte — aber es blieb doch nur Liebe und immer Liebe, die er forderte und gewährte, nur ihr Herz, dem er seine Opfer und Wünsche darbrachte; von einem Antrage zu einer Verbindung, von ihrer Hand, die das Geschenk ihres Herzens begleiten sollte, hatte er nie ein Wort fallen lassen.

Dies schien freilich ein wenig bedenklich; wie hätte aber die Königin, der Cardinal und seine Nichte sich überreden sollen, daß seine Bemühungen um eine Person von solchem Range — obgleich unter dem seinigen — auf etwas anders als auf eine gesetzmäßige Vermählung abzielen könnten? Zwar bei der letzten stiegen, eben weil sie am meisten dabei interessirt war, und dem Ziel ihrer Wünsche mit heißester Sehnsucht entgegen strebte, bisweilen einige Zweifel auf, aber jene Beiden wußten sie bald zu beruhigen. Um ihrer eignen und ihrer Freundin Zufriedenheit willen, unternahm es die Königin sogar, das Terrain zu recognoscciren, die Gesinnungen des Herzogs zu erforschen, und ihn zu einer Erklärung zu bringen. Sie ließ keine Gelegenheit vorbei, mit ihm von seiner Neigung zu sprechen, lobte seine getroffene Wahl, und suchte dann von ihm zu erforschen, wenn er den Zeitpunkt der Erfüllung seiner Wünsche festzusetzen, und derjenigen die Rechte einer Gemahlin einzuräumen gedächte, um deren Liebe er sich im Angesicht des ganzen Hofs beworben hätte. Sie schien sich zu verwundern, daß er ohne Noth sein Glück so lange verzögerte, da er wohl

wüßte, daß demselben von keiner Seite das geringste Hinderniß im Wege stünde, und es nur von ihm abhinge, sich in den Besitz des so heiß erflehten Gutes zu setzen. So nahe sie es ihm aber auch legte, so konnte sie es doch nie dahin bringen, daß er ihr eine bestimmte und ihren Wünschen entsprechende Antwort gab. Bald that er, als ob er aus Uebermaaß von Liebe noch an keine Heirath hätte denken können; bald beantwortete er ihre Fragen mit einer Schilderung von seiner Zärtlichkeit — eine Materie, wobei er nie das Ende finden konnte, und die Königin nicht wieder zum Worte kommen ließ; bald stellte er sich in Entzücken versunken über die frohen Aussichten, die man ihm eröfnete, und antwortete gar nichts; bald hatte er andre, aber nur solche Ausflüchte, die seine Redlichkeit nicht verdächtig machten.

Da dieses Mittel den gewünschten Zweck verfehlte, so berathschlagten sich nun die drei gedachten Personen, was für welche man anwenden müßte, um die Sache zum Schluß zu bringen; denn noch immer setzte man kein Mißtrauen in die Gesinnungen des Herzogs,

und schrieb sein Betragen mehr einer Sonderbarkeit seines Charakters, als einer bösen Absicht zu. Um je eher je lieber ins Reine zu kommen, wurde beschlossen, der Cardinal sollte dem Herzoge bei der ersten günstigen Gelegenheit die Hand seiner Nichte förmlich antragen. Richelieu selbst, trotz seines unmäßigen Stolzes, fand diesen Schritt nichts weniger als unschicklich; denn erstlich schmeichelte man dadurch der Eitelkeit des Herzogs, der vermöge seiner Geburt und seines Ranges ein solches Entgegenkommen wohl erwarten oder gar verlangen konnte; zweitens machte man es ihm unmöglich zurückzutreten, wenn er auch in seinen Entschlüssen noch zweifelhaft gewesen wäre; denn den Fall, daß er einen solchen Mann, wie Richelieu war, durch eine abschlägige Antwort hätte beleidigen sollen, konnte man sich gar nicht denken — drittens mußte die Sorge für den guten Ruf der Dame alles entschuldigen. Nicht zu gedenken, daß hier von einer künftigen Königin von Frankreich, also von einer Verbindung die Rede war, an welcher die Politik großen Antheil hatte — Verbindungen, bei welchen man stets mehr auf das Interesse, als auf Schicklichkeit Rücksicht nahm.

Kaum war man darüber einig, so wurden auch schon Anstalten zur Ausführung dieses Projekts gemacht. Der Cardinal gab ein großes Fest, zu welchem der König, die Königin, die Prinzen vom Geblüt, und der ganze Hof eingeladen wurde, und welches an Pracht alles übertraf, was man vorher bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen hatte. Musik, Tanz, die auserlesensten Gerichte, die kostbarsten Getränke, kurz, alles wurde aufgeboten, um die Gäste zu unterhalten und ihr Vergnügen zu befördern. Der Herzog von Orleans liebäugelte eine Zeitlang mit seiner Schönen, entfernte sich aber bald aus dem Tanzsaal, und ging in ein Nebenzimmer, um dort in Gesellschaft einiger seiner Freunde dem Bacchus zu opfern. Jetzt glaubte der Cardinal eine gute Gelegenheit zu haben, mit seinem Antrag, den er doch nicht in Gegenwart der ganzen Versammlung thun wollte, hervorzurücken. Er begab sich also nach einiger Zeit ebenfalls in jenes Zimmer, und fand dort den Herzog nebst seinen Gesellschaftern bereits halb berauscht, und auf dem besten Wege von der Welt, es ganz zu werden. Ob dies ein günstiger Zeitpunkt war, um einen so wichtigen Gegenstand

ab-

abzuhandeln, möchte man fast bezweifeln; indessen rechnete er vielleicht selbst auf die Wirkung des Weins, der ihn von Seiten des Herzogs in seinen Bemühungen unterstützen sollte, oder es war ihm unmöglich, die Beendigung einer Sache, welche sein Herz schon so lange fast ausschließlich beschäftigt hatte, weiter hinaus zu schieben.

Er hatte daher kaum eine Viertelstunde die lustige Gesellschaft mit seiner Gegenwart beehrt, so wendete er sich mit einer wohlgesetzten Rede an den Herzog, indem er eine augenblickliche Stille, die eben eingetreten war, benutzte, rühmte die große Ehre, die er ihm durch die Aufmerksamkeit gegen seine Nichte, von welcher der ganze Hof Zeuge wäre, und die folglich auch ihm nicht hätte verborgen bleiben können, erzeigt hätte, versicherte, daß Beide vom Gefühl der Erkenntlichkeit gegen Se. königliche Hoheit durchdrungen wären, und daß er nicht länger anstehen könne, ihm einen unwidersprechlichen Beweis davon zu geben. Dieser bestünde darin, daß er ihm hiermit die Hand seiner Geliebten antrüge, indem er zugleich Bürgschaft leiste, daß die Gesinnungen dieser letztern mit den

seinigen vollkommen übereinstimmten, und daß sie nur den Augenblick erwarte, wo sie, ohne ihrer jungfräulichen Sittsamkeit zu nahe zu treten, ihm die Größe ihrer Liebe vor den Augen der ganzen Welt gestehen dürfe.

Der Herzog hatte diese Harangue, ohne sie im geringsten zu unterbrechen, angehört, nach deren Endigung schwieg er noch einige Augenblicke, aber sein Gesicht verrieth, daß eine Leidenschaft in seinem Innern kochte, deren Gattung man jedoch nicht errathen konnte. Der Auftritt hatte ihn zu sehr überrascht; vom Wein erhitzt, war jede Bemühung vergebens, den Zustand seines Herzens zu verbergen, und die Verstellungskunst, die seine Schritte so lange geleitet hatte, noch ferner zu Hülfe zu nehmen. Endlich brach er los. — „Ich? Heirathen? „Deine Buhlerin? Mir im Ernst diesen An„trag, stolzer Pfaff?“ rief er wütend aus, und gab zugleich dem Cardinal eine so derbe Ohrfeige, daß dieser gleichsam in einen Zustand der Vernichtung versetzt und unfähig wurde, auch nur ein Wort auf diese Höflichkeit zu erwiedern. Nun wendete sich der Herzog mit einer Rechtfertigung seines Betragens, die aber

in der That keine Apologie für seine Geliebte enthielt, an seine Zechbrüder. „War es nicht „Ehre genug für das kleine Ding," sagte er unter andern, „daß ich sie zu meiner Maitresse „machen wollte, nachdem sie so lange Zeit die „nämliche Stelle bei diesem alten Sünder be„kleidet hatte? Wahrhaftig! es gehörte Ue„berwindung der Delicatesse dazu, sie aus sol„chen Händen zu empfangen, und sie gewann „in jedem Fall das meiste dabei. Ich hätte „es indessen gern gesehen, wenn sie diesen „Tausch eingegangen wäre, und würde es an „nichts haben ermangeln lassen, ihr denselben „angenehm zu machen. Auch habe ich mir „Mühe genug um sie gegeben, habe ihre Lau„nen und ihren Stolz mit einer englischen „Geduld ertragen — aber sie heirathen? „Kann ein vernünftiges Geschöpf wohl auf so „einen Gedanken gerathen? Ich müßte mich „vor mir selbst schämen, wenn ein solcher Ein„fall mir nur im Traum gekommen wäre."

Richelieu hatte sich, ohne das Ende dieser tröstlichen Erklärung abzuwarten, stillschweigend abgeführt; das von der Hand des Herzogs empfangene Geschenk hatte ihn so deutlich

von den Gesinnungen desselben und von der Lage der Sachen unterrichtet, daß er keines Commentars mehr bedurfte. Er ging zur Gesellschaft zurück, und wußte sich als ein vollkommner Hofmann so gut zu benehmen, daß kein Mensch etwas von dem ihn betroffnen Unfall ahnte. Indessen hatte sich der Herzog nebst denenjenigen, welche Augenzeugen jenes Auftritts gewesen waren, entfernt, und diese letzten zitterten wegen der Folgen desselben für sich selbst, weil sie befürchteten, die Rache des Cardinals möchte sich auch bis auf sie erstrecken. In der That war es auch eine beispiellose Beleidigung für einen Mann wie Richelieu, den ersten Staatsminister und Günstling des Monarchen, der mit fast unumschränkter Macht das Königreich beherrschte, die ersten geistlichen und weltlichen Würden in demselben bekleidete, und sich durch seine Politik selbst dem ganzen Europa furchtbar machte — Einem solchen Manne eine Ohrfeige — Welche Genugthuung konnte man ihm für diesen Schimpf geben? Was mußte man nicht alles von ihm erwarten — von ihm, dessen Stolz so gedemüthigt, dessen Ehre so empfindlich gekränkt war?

Das Fest und der Ball endigten sich indeß ruhig, weil die Begebenheit, welche die Freude sogleich gestört haben würde, nicht ruchtbar wurde; allein die darauf folgende Nacht und am andern Morgen verbreitete sich die Nachricht davon überall, und erregte allgemeines Erstaunen. Man schien anfänglich die Wahrheit derselben zu bezweifeln, allein sie ward durch den Mund zu vieler Personen, die von allen dabei vorgefallenen Umständen unterrichtet waren, bestätigt, und kurz darauf ereigneten sich die Folgen derselben, die vollends keinem Zweifel mehr Raum lassen konnten. — Der Cardinal kochte Wut und Rache in seinem Herzen, und das erste was er that, war, daß er sich den Morgen darauf zum König begab, ihm die erlittene Beleidigung erzählte und um Genugthuung bat. Der Herzog von Orleans erhielt sogleich Befehl, den Hof und die Stadt zu verlassen, und sich auf eines seiner Güter zu begeben.

So aufgebracht auch der Cardinal war, so war es seine Nichte doch fast noch mehr, als sie die Geschichte erfuhr. — Wer kennt nicht die Wirkungen verschmähter Liebe? Wer weiß

nicht, daß ein Weib in diesem Puncte unversöhnlich ist? Und eine Dame von solchem Stande, deren Stolz ohnehin fast keine Gränzen hatte! Man kann sich ihren Zustand leichter vorstellen, als ihn schildern. Zwar liebte sie in dem Herzog blos den künftigen Thronerben; sie hatte an seinen Schmeicheleien, an seinen Aufwartungen Geschmack gefunden, aber ihr Herz war nicht sonderlich dabei gerührt worden. Ohne sich Gewalt anzuthun, hätte sie also auf seine Hand Verzicht geleistet, wenn mit derselben nicht andre sehr große Vortheile verknüpft gewesen wären — aber diese mit allen ihren Aussichten und stolzen Hofnungen so mit einemmale vernichtet zu sehen, so schnell und schimpflich herabgestürzt zu seyn von einer Höhe, auf der sie schon fest zu stehen und alles unter sich im Staube zu erblicken wähnte — dies war mehr als sie ertragen konnte. Ueberdies war ihr guter Ruf befleckt, ihre Tugend — mit der sie sich nicht wenig zu brüsten pflegte — angetastet, und sie selbst mit ihren ehrgeizigen Projecten den muthwilligen Spöttereien jedes Pagen Preis gegeben worden. Hätten alle Geister der Hölle zu ihrem Befehl gestanden, sie würden sämtlich vollauf

zu thun gehabt haben, um ihre rachsüchtigen Absichten zu befriedigen. Unaufhörlich lag sie ihrem Oheim in den Ohren, seine ganze Gewalt anzuwenden, oder sie ihr zu leihen, um den niederträchtigen Herzog zu vernichten — unaufhörlich schrie sie ihm zu, daß ihre Tugend gelästert worden, und Rache von dem Verräther heische, der sie beide so tödlich beleidigt hätte. Der gute Mann, der selbst Trost bedurfte, hatte genug zu thun, um sie zu trösten, und hörte nicht auf, ihr zu versprechen und zu schwören, daß er sich und ihr volle Genugthuung verschaffen wolle.

Ihre Gedanken waren auf nichts geringeres als auf Blut und Mord gerichtet; so lange der Herzog athmete, glaubte sie sich nicht hinlänglich gerochen, und nur sein Tod, wo möglich unter den schrecklichsten Martern, schien sie befriedigen zu können. Der Cardinal, ungeachtet ihm eines Menschen Leben nicht viel mehr werth war als eine Seifenblase, und er um weit geringerer Ursachen willen schon Tausende dem Tode geopfert hatte, war diesmal doch andrer Meinung, nicht aus Antrieb von Menschlichkeit und Großmuth, sondern weil er

glaubte, seine Rachsucht auf eine weit vollständigere Art befriedigen zu können. Er arbeitete in geheim an der Ausführung eines Plans, der aber erst eine gewisse Reife erlangt haben mußte, eh' er ihn jemandem entdecken konnte. Darin war er mit seiner Nichte vollkommen einig, daß die Verbannung des Herzogs keine hinlängliche Genugthuung für sie beide sei, ungeachtet sie vor der Hand sich damit begnügen mußten.

Die Königin, sehr betrübt, daß das Project zu Gunsten ihrer Vertrauten, an dessen Ausführung sie aus allen Kräften mit gearbeitet hatte, so plötzlich gescheitert war, suchte sie dadurch zu entschädigen, daß sie ihre Freundschaft gegen dieselbe verdoppelte, und ihr mit den süßesten Hofnungen schmeichelte. Zwar rechnete sie nicht mehr auf den Herzog, denn dieser hatte sich zu deutlich erklärt, als daß man seine Gesinnungen im geringsten hätte bezweifeln können — sie vermied sogar seinen Namen zu nennen, um ihre Freundin nicht zu kränken — aber sie zweifelte nicht, eine andere glänzende Parthie für dieselbe zu finden, über welche sie jenen Undankbaren leicht vergessen könnte.

Während die Königin mit wahrer Herzensgüte sich bemühte, ihre beleidigte Freundin zu trösten, und unaufhörlich für ihr Bestes besorgt war, legte man ihrer eignen bisher unbefleckten Tugend Fallstricke, und suchte sie in eine höchst gefährliche Intrigue zu verwickeln. Dies verhielt sich folgendergestalt. Wir haben bereits erwähnt, daß die Königin Anna mit ihrem Gemahl Ludwig XIII in einer unfruchtbaren Ehe lebte. Fast zwanzig Jahre waren schon seit ihrer Vermählung verflossen, und während dieser ganzen Zeit war auch nicht einmal ein Anschein, einen Erben zu erhalten, vorhanden gewesen, so sehr auch die Nation darnach seufzte; denn der Herzog von Orleans war nichts weniger als beliebt. Daß die Schuld nicht an der schönen Anna, sondern an dem schwächlichen Ludwig lag, war mehr als wahrscheinlich; sie seufzte im Stillen über ihr Schicksal, ohne sich jedoch mehr als Wünsche zu erlauben, deren Erfüllung sie aber nicht erwarten durfte. Der Cardinal hatte zu der Zeit, da der Herzog um seine Nichte buhlte, es für ein großes Glück gehalten, daß diesem kein Hinderniß im Wege stand, nach dem Ableben des Königs zum Thron zu gelangen; jetzt war

ihm dieser Gedanke die empfindlichste Marter, und er sann Tag und Nacht, ob es nicht ein Mittel gäbe, ihn desselben zu berauben. Umsonst strengte er alle Kräfte seines Verstandes an — seine sonst unerschöpfliche Politik schien ihm hier zum erstenmal nicht ausreichend. Ein einziges gab es noch — freilich war es so unsicher, daß es ihm kaum eine entfernte Hofnung darbot — aber eben weil er keine andre Wahl hatte, beschloß er es anzuwenden, es durch seinen ganzen mächtigen Einfluß wirksam zu machen, und den Versuch mit demselben so weit als möglich zu treiben.

Die Königin war noch immer sehr schön, und nicht über die Jahre hinaus, die sie unfähig machten, Erben zu bekommen. Könnte man sie nun bewegen, dachte der Cardinal, einen Liebhaber anzunehmen, und diesem ihre volle Gunst zu schenken, so wäre wenigstens ein großer Theil der Schwierigkeit gehoben, und man müßte es alsdann dem Schicksal überlassen, ob es nicht etwa durch die Geburt eines Prinzen die Wünsche der Nation und zugleich meine Rache aufs vollkommenste befriedigte. Freilich standen die allgemein be-

kannte Frömmigkeit und die unerschütterliche Tugend der Königin jedem Anschlage dieser Art sehr im Wege, und Richelieu fürchtete selbst, daß dies die Klippen seyn möchten, an welchen seine Intrigue scheiterte. Jedoch was hat ein Priester je für unmöglich gehalten, wenn es auf Ausführung eines solchen Projekts ankam? Und was vermag er nicht, wenn ihm alle Hülfsmittel zu Gebote stehen?

Kaum hatte er diesen Plan in seinem Gehirn gehörig geordnet und ausgebildet, als er auch schon Hand ans Werk legte. Er ließ den Beichtvater der Königin, den Pater Joseph, zu sich berufen. Dieser war der Vertraute seiner geheimsten Angelegenheiten, oft der Gehülfe seiner Arbeiten, unermüdet in seinem Dienst, und stets bereit, jeden seiner Befehle pünktlich zu vollstrecken. Von ihm konnte er den thätigsten Beistand erwarten, Rath und Unterstützung sich versprechen; denn was nicht geradezu im Gebiete der Unmöglichkeit lag, unternahm und vollendete Pater Joseph gewiß, wenn sein Gönner es heischte. Jetzt entfaltete ihm der Cardinal sein ganzes Herz, schilderte ihm seinen Kummer über die vom

Herzog empfangene Beleidigung, die Wut, mit welcher der bloße Gedanke daran ihn erfüllte, wozu noch die unaufhörlichen Klagen seiner Nichte kämen, die er fast nicht mehr zu beruhigen vermöchte, entdeckte ihm endlich den Plan, den er zur Befriedigung seiner Rache entworfen hätte, und fragte ihn um seine Meinung darüber.

Pater Joseph lächelte mit einer selbstzufriednen Miene, als er dies gehört hatte, und erwiederte mit einer tiefen Verbeugung: „Eu„re Eminenz kennen mich als Ihren treusten „Diener; schon oft hab' ich der Vorsehung „gedankt, daß sie mich würdigte das Werkzeug „zu seyn, wodurch ihre wohlthätigen Absich„ten befördert wurden. Befehlen Sie dem„nach, was ich thun soll, um mich ferner „Dero Gnade würdig zu bezeigen."

Der Cardinal. Mir sagen, ob Sie meinen Plan billigen, ihn für ausführbar halten.

Pater Joseph. Ich sehe die ganze Schwierigkeit desselben ein, und würde es nicht wagen, Eure Eminenz zu hintergehen, indem ich Ihnen mit einer leichten Erfüllung

Ihrer Wünsche schmeichelte. Allein glücklicher Weise hat sich ein Umstand ereignet, der Ihren Bemühungen sehr zu Statten kömmt, und Ihnen wahrscheinlich den größten Theil der Sorgen ersparen wird, die Sie auf die Erreichung Ihrer Absichten verwenden müßten. Man kömmt Ihnen auf halbem Wege entgegen — die Königin liebt bereits —

Der Kardinal. Liebt? — Wen? Seit wenn? — Ich bitte Sie ums Himmels willen, Pater Joseph, befriedigen Sie meine Ungeduld, zögern Sie keinen Augenblick, mich von allem zu unterrichten.

Pater Joseph. Ich darf wohl in diesem wichtigen Falle keinen Anstand nehmen, Geheimnisse, die mir unter dem Siegel der Beichte anvertraut worden sind, Ihnen zu entdecken, und hoffe, daß Eure Eminenz mir deshalb werden Vergebung bewirken helfen. — Es ist erst wenige Wochen her, daß die Königin mir gestand, sie empfände gewisse Regungen in ihrem Innern, die sich mit der Liebe und Treue gegen ihren Gemahl nicht vereinbaren ließen; sie hätte sie mit allen ihren Kräften bekämpft, und alles gethan, um sie zu

unterdrücken, ihre Bemühungen wären aber bis jetzt vergebens gewesen. So oft sie denjenigen erblickte, der, ohne es zu wissen, die Ruhe ihrer Seele gestört hätte, wären alle ihre frommen Entschlüsse vernichtet, und selbst abwesend stünde sein Bild vor ihren Augen. — Was den Gegenstand ihrer Leidenschaft betrift, so habe ich ihn nur errathen müssen, weil ich nicht in sie dringen wollte, mir ihn zu nennen; ich zweifle aber, nach allem was ich gehört habe, im geringsten nicht, daß es ein junger Cavalier ist, der erst vor kurzem von seinen Reisen zurückgekommen, und sich jetzt bei Hofe aufhält.

Der Cardinal (indem er ihn mit Feuer umarmt). O Pater, Sie haben Oel in meine Wunden gegossen. Was bin ich Ihnen für diese Entdeckung nicht alles schuldig! Jetzt schöpfe ich Hofnung, daß ich meine Absichten erreichen werde.

Pater Joseph (der mit heuchlerischer Frömmigkeit die Augen emporhebt.) Erkennen Sie hier nicht Gottes Finger? Zwanzig Jahre lang war die Königin von allen Anfechtungen befreit, ungeachtet ihre Jugend und ihre

nicht sehr angenehme Lage sie oft genug denselben hätten aussetzen können. Jetzt, da ein Bösewicht einen der ersten Diener der Kirche, einen Mann, der für das Wohl von Millionen wacht und arbeitet, so gröblich beschimpft, läßt die Vorsehung es zu, daß das Herz der frommen Anna für einen fremden Eindruck empfänglich wird, um durch sie jenen Unverschämten zu bestrafen, und ihren Auserwählten zu rächen.

Der Cardinal. Lassen Sie das, und bemühen Sie sich, die Aufträge, die ich Ihnen geben werde, pünktlich zu vollziehen, und mich von dem Erfolg so oft als möglich zu benachrichtigen. Meine Freundschaft ist Ihnen Bürge dafür, daß Sie Ihre Dienste keinem Undankbaren widmen werden.

Diese Aufträge bestanden darin, daß er sich des Vertrauens der Königin immer mehr zu bemeistern suchen, sie wegen des Verbrechens, dessen sie sich anklagte, beruhigen, ihr dasselbe als sehr verzeihlich und unbedeutend schildern, ihre Leidenschaft in geheim noch mehr nähren, und wenn sie selbst über diesen Punkt schwiege, jede Gelegenheit ergreifen sollte, sie davon zu

unterhalten, um ihr Herz unaufhörlich zu beschäftigen. — Außerdem wurden noch alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, um die Maschine in Gang zu bringen. Richelieu theilte seiner Nichte nunmehr nicht nur seinen Plan, sondern auch die Hofnungen mit, die er hatte, ihn ausgeführt zu sehen. Er befahl ihr, die Königin unvermerkt dahin zu bringen, daß sie sie zur Vertrauten ihrer Neigung mache, und alsdann durch alle erdenkliche Kunstgriffe, welche das weibliche Geschlecht so sehr in seiner Gewalt hat, dieselbe je mehr und mehr anzufachen. Diese war entzückt über die Nachricht, welche ihre Rachgierde befriedigen sollte, und versprach, die Anweisungen ihres Oheims pünktlich zu befolgen. Nun ließ dieser den jungen Marquis kommen, der das Herz der Königin verwundet hatte, überhäufte ihn mit Schmeicheleien, versprach ihm seinen Schutz, und ertheilte ihm, um ihm sogleich einen Beweis davon zu geben, eine Stelle bei Hofe, die ihn verband, immer um die Königin zu seyn, welche dadurch nicht wenig überrascht wurde. In der Freude seines Herzens eilte der Cardinal zum König und bat ihn, den Herzog von Orleans aus seinem Exilio zurückzurufen, indem

er

er sich stellte, als ob er die von ihm erlittene Beleidigung längst vergessen hätte.

Nun wurde die arme Königin von allen Seiten bestürmt, und alle Bemühungen, ihre Leidenschaft zu überwinden, und denjenigen zu vergessen, der ihrem Herzen eine so tiefe Wunde geschlagen hatte, waren gänzlich vergebens. Pater Joseph schien über keine andre Materie mehr sprechen zu können, und ungeachtet sie sich bisweilen überreden wollte, daß ihr dies sehr unangenehm wäre, so konnte sie doch nicht umhin, ihm mit Vergnügen zuzuhören, besonders da er, als ihr Gewissensrath, großen Einfluß auf ihr Gemüth und auf die Beruhigung desselben hatte. Des Cardinals Nichte machte es noch ärger. Sie ruhte nicht eher, bis sie der Königin das Geständniß ihrer Liebe abgelockt hatte, und von diesem Augenblick an war an keine andre Unterhaltung mehr zu denken; jede noch so entfernte Gelegenheit, jedes Ereigniß wurde dazu benutzt, und die Königin konnte es nicht über sich gewinnen, ihrer Freundin geradezu zu verbieten, diese Materie zum Stoff ihrer Unterredungen zu machen, und hörte oft stillschweigend und seuf-

zend ihren muthwilligen Scherzen und aufmunternden Gesprächen zu, die auf nichts anders abzweckten, als die Wirkung des süßen Giftes, das sie eingesogen hatte, zu vermehren. Was ihre Pein vollendete, war, daß sie den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit jetzt fast stündlich vor Augen sah, und ohne sich gänzlich blos zu geben, ihn nicht einmal entfernen konnte, selbst wenn sie es gewollt hätte. Seine Gegenwart nährte die Flamme, die in ihrem Busen loderte, und sie entdeckte wider ihren Willen immer neue Reize und Vollkommenheiten an ihm, die ihre Freundin nicht ermangelte in das gehörige Licht zu setzen. Der Marquis war während der Zeit von dem Cardinal und dem Pater Joseph von den günstigen Gesinnungen der Königin unterrichtet und ermuntert worden, sich dieselben in ihrem ganzen Umfange zu Nutze zu machen, so bald sich eine Gelegenheit dazu zeigte. Dieser, der es nie gewagt haben würde, seine Wünsche auf eine Dame von solchem Range zu richten, wurde trunken von seinem Glück, las die Bestätigung desselben in den Augen seiner Gebieterin, und fühlte sich bald wenigstens eben so verliebt in sie, als sie es in ihn seyn mogte.

Ob die Königin etwas von dem gegen sie geschmiedeten Complot merkte, kann man nicht bestimmen; desto gewisser ist es, daß sie den Entschluß faßte, alle ihre Kräfte anzustrengen, um ihre Schwachheit zu überwinden — ein Entschluß, den sie heldenmüthig ausführte. Je größer die Gefahr wurde, je mehr Stärke der Seele schien sie zu bekommen, alle Angriffe zurückzuschlagen, und ihrem eignen Herzen Stillschweigen zu gebieten. Sie kämpfte, von ihrer Tugend und Frömmigkeit unterstützt, wie nur eine Heilige kämpfen kann, und siegte über alle ihre innern und äußern Feinde — alle Bemühungen, sie zu einer Untreue gegen ihren Gemahl zu verleiten, waren fruchtlos. Dies entrüstete diejenigen, die von einem solchen Schritte Sättigung ihrer Rache und andre große Vortheile erwartet hatten, und sie beschlossen einmüthig, sie nicht mehr durch Umwege, sondern geradezu anzugreifen.

Den Anfang dazu machte Pater Joseph. Er hatte ihr anfänglich ihre Leidenschaft als eine Schwachheit geschildert, wegen welcher sie ihr Gewissen leicht beruhigen könne; dann ihr vorgestellt, daß die Kirche, und folglich auch

der Himmel, jedes Vergehen, das seinen Ursprung in einem wahren und dringenden Bedürfniß des Herzens hätte, leicht vergäbe, und daß er alle Verantwortung deshalb auf sich nähme, welche Folgen auch daraus entstehen möchten, ihr zugleich dabei immer mehr geschmeichelt, als sie von einem Fehltritt zurückzuhalten gesucht. Nun aber erklärte er ihr gerade heraus, daß ihre Neigung zu dem Marquis wahrscheinlich ein Wink der Vorsehung wäre, welche das Gebet der Nation erhört hätte, und ihr einen Erben des Throns schenken wolle. Da nun alle Hofnung verschwunden wäre, diesen vom Könige selbst zu erhalten, so dürfe sie sich jenem geheimen aber doch deutlich genug ausgedrückten Befehl nicht widersetzen, sondern müsse sich ihrer Neigung überlassen, und dasjenige, was ihr jetzt ein Verbrechen schiene, würde ihr einst als ein großes Verdienst angerechnet werden.

Diese höllische Casuistik fand aber keine günstige Aufnahme. Anna, die vor jedem Gedanken an Laster und an eine solche Verletzung ihrer ehelichen Treue zurückschauderte, traute ihren Ohren kaum, als sie dies hörte.

Sie war zum erstenmal ernstlich aufgebracht auf ihren Gewissensrath, gab ihm einen höchst empfindlichen Verweis, und verbot ihm bei Strafe ihrer Ungnade, je wieder eine solche Sprache gegen sie zu führen. Beschämt stattete der Pater bei seinem Gönner Bericht von dem Ausgang seines Unternehmens ab; dieser aber, weit entfernt zu verzweifeln, beschloß, nun in eigner Person zu versuchen, ob er die Königin seinen Absichten nicht geneigt machen könne. Wahrscheinlich baute er auf seine Politik und auf das Ansehen, in dem er als erster Staatsminister — ja man kann sagen, als Alleinherrscher — bei Hofe und im ganzen Reiche stand. Wenige Tage darauf begab er sich zu ihr, nahm Veranlassung von der nämlichen Materie mit ihr zu sprechen, erschöpfte die ganze Quelle seiner Beredsamkeit, und bediente sich aller ersinnlichen Gründe, um die Königin von der Nothwendigkeit zu überzeugen, dem Thron einen Erben zu geben, er möchte auch her kommen, woher er wolle. Leider hatte er aber kein besseres Schicksal, als sein Vorgänger und Gehülfe. Die Königin, deren ganzer Stolz sich empörte, da sie merkte, daß ihre Leidenschaft je länger je weniger ein

Geheimniß blieb, und daß man sie gleichsam zur Sünde zwingen wollte, schüttete ihren ganzen Zorn über den Cardinal aus, benahm ihm alle Hofnung, daß er sie je zu so einer schändlichen Handlung verleiten würde, und befahl ihm zuletzt, sich zu entfernen.

Nun standen die Sachen mißlicher als je. Die Verbündeten, deren Absichten entdeckt waren, durften sich kein größeres Glück versprechen, wenn sie auch neue Cabalen anspinnen wollten, denn Annens unerschütterliche Tugend vereitelte sie alle. Nur Eine Hofnung blieb ihnen noch übrig, welche sich auf die fortdauernde Freundschaft der Königin gegen das Fräulein gründete, und die durch alle diese Vorfälle nicht im geringsten vermindert worden war. Diese wohnte schon seit geraumer Zeit in dem Pallast der Königin, und hatte ihr Schlafzimmer dicht bei dem ihrigen. Auf diesen Umstand bauten sie einen neuen Plan — sie wollten Annen durch List und Ueberraschung in ihre Schlingen locken.

Der Herzog von Orleans hatte seit jenem berüchtigten Zwiste mit dem Cardinal nicht

wieder an seine Schöne gedacht, und bekümmerte sich nach seiner Zurückkunft am Hofe um niemanden weniger, als um sie. Gleichwohl fing diese jetzt an, sich oft gegen die Königin zu beklagen, daß der Herzog fortfahre sie zu verfolgen; sie habe die sichersten Nachrichten erhalten, daß er sich mit großen Schwüren vermessen, er wolle nicht eher ruhen, bis er seine Absichten erreicht, und ihr ihre Ehre, es sey nun in Güte oder mit Gewalt, geraubt habe. Die Königin suchte sie zu beruhigen, indem sie ihr die Unmöglichkeit vorstellte, daß er etwas unternehmen könne, so lange sie unter ihrem Schutze wäre. Bald darauf beschwerte sie sich von neuem, daß der Herzog Leute in ihrem Pallast zu bestechen gesucht habe, damit sie ihn des Nachts in ihr Schlafzimmer führten, und ihm bei seinen Anschlägen auf sie nicht hinderlich wären. — Die Königin wollte ihn darüber zur Rede stellen, sie verbat sich dies aber, unter dem Vorwande, daß sie fürchtete, ihre Ehre möchte darunter leiden, wenn eine solche Bosheit ruchtbar würde, selbst wenn sie nicht vollführt werden könnte; denn ihre Feinde würden dann immer glauben, sie hätte selbst Veranlassung zu dieser Unterneh-

mung gegeben. — Endlich kam sie einmal voll Verzweiflung zur Königin, und erzählte ihr, sie wisse gewiß, daß der Herzog künftige Nacht in ihr Zimmer brechen würde, ungeachtet sie nicht hätte erfahren können, welcher Mittel er sich zur Erreichung seines Endzwecks bedienen wollte. Ihr Gemüth schien gänzlich in Unordnung, und sie behauptete, daß er Zaubermittel in seiner Gewalt haben müsse, von denen er in seinen abscheulichen Unternehmungen Beistand erwarte. Anna nahm alle Gründe der Vernunft zu Hülfe, um ihre Freundin zu trösten, und ihr einleuchtend zu machen, daß die Gefahr nicht so groß seyn könne, als sie sich einbilde, und erbot sich endlich, da sie sah, daß ihre Vorstellungen wenig fruchteten, den Abend und allenfalls die ganze Nacht mit ihr auf ihrem Zimmer zuzubringen, dort die Ankunft des Herzogs zu erwarten, und ihn so zu empfangen, daß er gewiß an kein Wiederkommen denken solle.

Das war es, was diese haben wollte. Sie dankte ihrer Gebieterin aufs feurigste für ihre Güte, und schien von diesem Augenblick an beruhigter. Nach dem Abendessen begab

sich die Königin mit ihrer Freundin in das Schlafzimmer der letzten, wo sie sich von dem bevorstehenden Abentheuer unterhielten. Nach Verfluß einiger Zeit entfernte sich das Fräulein unter einem Vorwande, und kurz darauf erschien — nicht der Herzog, sondern der Geliebte der Königin, von Richelieu abgeschickt und zu seiner Rolle vorbereitet. Anna erschrak — der Marquis warf sich ihr zu Füßen, bat um Verzeihung, und als er diese in ihren schwimmenden Augen las, bald um etwas mehr. Noch nie hatte ihn die Königin so schön gefunden — er war so demüthig und zugleich so dringend — alle ihre Leidenschaften waren in der heftigsten Bewegung — ihre Tugend kämpfte gegen sie an, aber diesmal war sie zu schwach — sie unterlag — der Bund der Liebe, den ihre Herzen schon längst geschlossen hatten, ward durch die feurigsten Umarmungen besiegelt. — Erst mit Anbruch des Morgens trennten sie sich, und Anna ging in ihr Zimmer zurück. Der Cardinal, Pater Joseph und ihre Freundin erhielten Verzeihung, und dem Herzoge von Orleans kostete jene Ohrfeige nichts weniger als ein Königreich. Denn bald fühlte sich die Königin

schwanger, und gebahr nach Verfluß von neun Monaten zur Freude des Hofs und des ganzen Landes — Ludwig den Vierzehnten!

Eine andere Begebenheit, welche den Cardinal Richelieu nicht blos als einen heimlichen Wollüstling, sondern auch als einen furchtbaren Nebenbuhler schildert, verdient hier einen Platz. Zu jener Zeit lebten in Paris zwei berühmte Schönheiten, deren Namen und Geschichte sich eben so, wie die einer Sappho und Lais, bis auf die späteste Nachwelt erhalten werden — Ninon Lenclos und Marion de l'Orme. Beide waren sehr geistreich — die erste noch mehr als die zweite — sehr schön, und sehr ausschweifend. Ohne eben Gold zum Preise ihrer Gunstbezeugungen zu machen, mußte man doch entweder damit versehen, oder von einer andern Seite empfehlungswürdig seyn, um Zutritt zu ihnen zu erlangen. Eigennutz beherrschte sie nur selten, und bei den zahllosen Opfern, die ihnen dargebracht wurden, konnten sie auch mehr ihrer Neigung als jener niedrigen Leidenschaft

Gehör geben. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß alles, was in dieser Hauptstadt des Königreichs auf Lebensart und guten Ton Anspruch machte, zu ihren Füßen lag, und ihren Reizen und ihrem Verstande huldigte. Die vornehmsten Herren am Hofe buhlten um ihre Gunst, und jeder, der sie — oft nur auf eine sehr kurze Zeit — erhielt, dünkte sich glücklicher, als weiland die Argonauten, da sie das goldene Vlies erobert hatten. Es lag nur an ihnen, bisweilen sehr vortheilhafte und angesehene Parthieen zu thun, wie unter andern aus der Geschichte der Ninon bekannt ist, aber sie liebten ihre Freiheit zu sehr, als daß sie dieselbe dem Ehrgeize hätten aufopfern sollen.

Richelieu hatte, um sich desto besser auf seinem gefährlichen Posten zu behaupten, dem Könige eine seiner Creaturen, den Marquis von Cinq-Mars, empfohlen, und ihm unter andern Verhaltungsregeln den Auftrag ertheilt, auf alles, was bei seinem Herrn vorging, genau Achtung zu geben, und es ihm zu hinterbringen. Mit Einem Worte: der Marquis sollte des Cardinals Spion seyn, weil dieser

letztere zu sehr mit Staatsgeschäften überhäuft war, um überall ein wachsames Auge haben zu können. Cinq-Mars erwarb sich bald des Königs Gunst und vollzog seine Aufträge pünktlich; bald darauf aber verliebte er sich in Marion de l'Orme, und opferte seiner Neigung und seinem Vergnügen alles andere auf. Von dieser Zeit an war er seltner um den König und desto öfter bei seiner Geliebten; der Cardinal erhielt nur wenige Nachrichten mehr von ihm, und wenn er ihn fragte, wußte er immer nichts Neues. Dies befremdete ihn anfangs und machte ihn endlich argwöhnisch, und als er einst stärker in den Marquis drang, gestand ihm dieser offenherzig, daß seine Liebe zu der schönen Marion ihm wenig Zeit übrig ließe, nach Neuigkeiten zu forschen, und sich um andrer Leute Geschäfte zu bekümmern. Zugleich entwarf er, um sich zu entschuldigen, das Bild dieses Mädchens, wobei die Liebe den Pinsel führte, und das folglich die Reize des Originals gewiß nicht verringerte. Richelieu verwies ihm seinen Leichtsinn, Cinq-Mars feurige Schilderung hatte aber in seinem Innern ebenfalls gewisse Regungen hervorgebracht, und er brannte vor

Begierde, die schöne Marion kennen zu lernen.

Ein Mann seines Standes darf auf die Befriedigung solcher Wünsche gewöhnlich nicht lange warten. Er entdeckte sich einem seiner Vertrauten, der ihm bald Mittel zur Erreigung seines Zwecks an die Hand gab. Da man den Ruf des Cardinals schonen mußte, so wendete sich der Unterhändler nicht an die Schöne selbst, sondern an ihre Freundin Ninon Lenclos. Diese nahm mit Freuden das Amt einer Vermittlerin der geheimen Vergnügungen des Cardinals über sich, und theilte der Marion die Nachricht von der wichtigen Eroberung mit, die sie durch die bloße Schilderung ihrer Reize gemacht hatte, welche sich dadurch nicht wenig geschmeichelt fand, und versicherte, daß sie eine zu gute catholische Christin sei, um einem Manne, der die ersten Würden in der Kirche bekleidete, etwas abschlagen zu können. — Richelieu kannte sie indessen immer noch nicht persönlich, und er wollte sich doch überzeugen, ob es auch der Mühe werth wäre, ihr seine Opfer darzubringen; es wurde daher von seinem Vertrauten kurz darauf die Veran-

staltung getroffen, daß er sie an einem dritten Orte sah, ohne selbst gesehen zu werden. Hier fand er nun, daß man ihr nicht zu sehr geschmeichelt hatte; er kehrte, von ihrer Schönheit bezaubert, zurück, und beschloß nun ohne fernern Aufschub den Angrif zu wagen, von dessen gutem Erfolg er schon im voraus versichert war.

Die erste Zusammenkunft der beiden Liebenden erfolgte bei der Ninon, und man hatte die besten Maasregeln getroffen, daß sie in dem tiefsten Dunkel des Geheimnisses gehüllt blieb. Um seiner Schönen einen Vorschmack von der Größe ihres Glücks zu geben — denn auch hier verließ ihn sein Stolz nicht — hatte er ihr einige Stunden vor seiner Ankunft einen kostbaren Schmuck von Juwelen und prächtiges Silbergeräth geschickt, und damit er nicht Gefahr lief, gestört zu werden, Sorge getragen, daß Cinq-Mars so viel bei Hofe zu thun bekam, daß er nicht daran denken durfte, seine Geliebte aufzusuchen. — Endlich erschien er selbst, und man kann wohl nicht an dem guten Empfang eines Mannes zweifeln, der erster Minister, eigentlicher Beherrscher des Kö-

nigreichs war, und der — solche Vorboten vorausgeschickt hatte. — Alle seine Wünsche wurden gekrönt.

Eine geraume Zeit dauerte dieser Liebeshandel, aber immer sehr in geheim, fort. Der Cardinal hatte zu wenig müßige Stunden, um seiner Geliebten durch häufige Besuche beschwerlich zu fallen, und wenn er kam, war sie stets vorbereitet, und hatte alles entfernt, was ihnen hätte hinderlich seyn können. Diese glückliche Ruhe ward endlich durch Cinq-Mars gestört. Trotz Marions Verstellung, ihren Schwüren und Versicherungen, hatte er gemerkt, daß ihre Liebe gegen ihn nicht mehr so feurig war als sonst; sie war bisweilen nicht zu Hause, wenn er sie zu seinen gewöhnlichen Stunden besuchen wollte, hatte oft Entschuldigungen, wenn er ihr ein Rendezvous bestimmte, und nahm es übel, wenn er ihr deswegen Vorwürfe machte. Er sah, daß sie auf einem ganz andern Fuß lebte als sonst, fragte, woher die Kostbarkeiten kämen, die er bei ihr erblickte, erhielt aber nie eine befriedigende Antwort. Dies beunruhigte ihn nicht wenig, und machte seine Eifersucht im hohen Grade rege, denn

er war thöricht genug, von einem solchen Mädchen Treue zu verlangen.

Mit gutem Grunde vermuthete er, daß ein vornehmer Mann ihr heimlich begünstigter Liebhaber wäre, von dem sie jene Geschenke erhielt, konnte aber nicht errathen, wer es seyn möchte. Er verwünschte seine Stelle bei Hofe, die ihn verhinderte, seine Ungetreue unaufhörlich zu belagern, und seinen Nebenbuhler zu verscheuchen, oder wenigstens zu entdecken. Da er jedoch sah, daß auf geradem Wege hier nichts auszurichten war, so beschloß er, sich auf die Lauer zu legen, und nicht eher zu ruhen, bis er wüßte, wer der Verwegne wäre, der sich unterstanden hätte, Marions Herz von ihm abwendig zu machen. Er setzte selbst die Gunst des Königs aufs Spiel, der ihn immer um sich haben wollte, jetzt aber sehr oft vergebens nach ihm fragte, weil niemand wußte wo er war. Während dieser Abwesenheit vom Hofe hielt er sich in Paris auf, unaufhörlich beschäftigt, den Gängen seiner Geliebte nachzuspüren, so wie den Personen, die in ihr Haus kamen.

Endlich erreichte er seinen Endzweck zum großen Mißvergnügen des Cardinals und seiner

Aus-

Auserwählten, denen alles dran gelegen war, ihre Intrigue geheim zu halten. Unter dem Vorwand einer Krankheit hatte er sich wieder vom Hofe entfernt, und durchstrich Paris in einer Verkleidung, die ihn ganz unkenntlich machte. Da er die Gegend, wo Marion wohnte, nur selten verließ, so entdeckte er eines Abends zwei Personen, die ungefähr zwanzig Schritte von ihrem Hause aus einem Wagen stiegen, und sich dann schnell in dasselbe begaben. Sie hatten sich so in ihre Mäntel gehüllt, daß er sie nicht erkennen konnte, er zweifelte aber im geringsten nicht, daß einer von ihnen sein ihm noch unbekannter Nebenbuhler sei. So sehr diese Erscheinung ihn mit Wut und Eifersucht erfüllte, so behielt er doch noch Ueberlegung genug, um einzusehen, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, und daß, wenn er an die Thür stürmen wollte, man sie ihm entweder gar nicht öfnen, oder doch diejenigen, die er kennen zu lernen wünschte, seinen Nachforschungen gewiß entziehen würde. Er beschloß also, nicht von der Stelle zu gehen, bis jene wieder heraus kämen, und sie dann zu nöthigen, ihm Rede zu stehen, und seine Fragen zu beantworten; zu dem Ende lehnte er sich

in einen Winkel nahe an der Thür, und erwartete mit Ungeduld den Ausgang dieses Abentheuers.

Der Zufall verschafte ihm die gewünschte Aufklärung noch früher, als er es erwartet hatte. Ein Bedienter kam nach kurzer Zeit aus dem Hause, und indem er sich einige Schritte von der Thür entfernte, ohne sie zu verschließen, schlich sich Cinq-Mars in der Dunkelheit, ohne bemerkt zu werden, hinein, und eben so leise die Treppe hinauf. Da er alle Gelegenheit im Innern kannte, so ward es ihm nicht schwer, bis zu dem geheimen Cabinet vorzudringen, wo Marion Cytheren ihre Opfer zu bringen pflegte. Bis jetzt hatte er kaum geathmet, um sich nicht zu früh zu verrathen; nun aber riß er die Thür auf, stürzte mit Ungestüm, den blitzenden Degen in der Hand, hinein, und fand — seinen Gönner, den Cardinal, in einer nichts weniger als zweideutigen Stellung mit seiner Geliebten auf dem Sopha liegend. Schrecken und Erstaunen machten alle drei einige Minuten unfähig, ein Wort zu sprechen. Marion erholte sich zuerst wieder, und warf dem Marquis seine

Unverschämtheit vor. Der Cardinal schwieg noch immer; anstatt aber daß Cinq-Mars, der nun sah, was für einen wichtigen Nebenbuhler er hatte, sich in der Stille hätte zurückziehen sollen, fing er einen gewaltigen Lärmen an, bediente sich der stärksten Ausdrücke gegen Richelieu, und scheute sich sogar nicht, indem er ihn seinen ganzen Zorn empfinden ließ, in heftige Drohungen auszubrechen. Dieser suchte ihn zu besänftigen, da er aber sah, daß er tauben Ohren predigte, so entfernte er sich, und Cinq-Mars, den die erzürnte Schöne durchaus nicht länger in ihrem Zimmer dulden wollte, folgte ihm bald nach.

Dies war das Ende dieser Begebenheit, und zugleich der Liebschaft des Cardinals mit Marion, der nach der Zeit nie wieder eine Zusammenkunft mit ihr hatte. Nachdem sich die Hitze des Marquis abgekühlt hatte, und Ueberlegung an deren Stelle getreten war, hielt er es für räthlicher, von dieser kitzlichen Geschichte zu schweigen, um den Cardinal nicht zu sehr gegen sich aufzubringen, wenn er dessen heimliche Ausschweifungen der Welt bekannt machte. Dem ungeachtet blieb ein bit-

terer Groll gegen ihn in seinem Herzen zurück, und er gelobte sich selbst, keine Gelegenheit vorbei zu lassen, wo er eine schwere Rache an ihm nehmen könnte, und ihn, wo möglich, gänzlich zu stürzen.

Die Folgen von diesem allen, unter welche auch das tragische Ende des Marquis von Cinq-Mars gehört, hat uns die Geschichte aufbewahrt, ohne jedoch der eigentlichen Veranlassung zu der Feindschaft Erwähnung zu thun, welche zwischen diesen beiden Männern, die vorher in der größten Einigkeit lebten, und einander gegenseitig unterstützten, herrschte. Man schrieb sie dem beleidigten Stolze des Marquis zu, dem der Cardinal den Zutritt zu dem Staatsrath verweigert hatte, weil er noch zu jung war; allein dies nicht, sondern die Liebe, die schon so manches Unheil in der Welt angerichtet hat, war Schuld daran, wie wir so eben erzählt haben. — Wir wissen, daß Cinq-Mars, der noch immer die Gunst des Königs fast ausschließlich besaß, unaufhörlich bemüht war, den Cardinal bei ihm anzuschwärzen, und ihn vom Ruder der Regierung zu entfernen; daß aber dieser, dem seine Spio-

nen alles hinterbrachten, und der den Grund dieser gegen ihn gerichteten Anschläge wohl kannte, stets die ihm drohenden Streiche glücklich abwendete, und nun selbst gegen den Urheber jener Cabalen in geheim solche Maasregeln ergrif, die dessen Credit sehr verringern mußten; daß der Marquis, der seine Rachbegierde nicht schnell genug befriedigen zu können glaubte, sich endlich öffentlich zu der Parthei der Feinde des Cardinals, an deren Spitze der Herzog von Bouillon stand, schlug; daß er mit diesem eine Verschwörung gegen das Leben desselben anspann, welcher Richelieu nur durch eine Krankheit entging, von der die Verschwörer hoften, daß sie ihn ohne ihre Hülfe dem Reiche der Schatten überliefern würde; daß, als auch diese Hofnung fehlschlug, der Marquis nebst seinen Anhängern sich mit Spanien in ein geheimes Bündniß einließ, welches auch wirklich im Jahre 1642 an den spanischen Gränzen geschlossen wurde, und zur Absicht hatte, den Cardinal und seine Parthei gänzlich zu unterdrücken, und Frankreich gleichsam unter die Vormundschaft jener Krone zu bringen; daß Richelieu eine Abschrift dieses Tractats erhielt, welche er dem Könige sogleich zu-

schickte; daß dieser den Marquis in Narbonne sogleich in Verhaft nehmen ließ, welcher auf die Citadelle von Montpellier gebracht, nachher aber nach Lyon geführt, und auf das Schloß Pierre Encise gefangen gesetzt wurde, wo man ihm den Prozeß machte; und daß endlich Cinq-Mars nebst de Thou, einem seiner Mitverschwornen, auf dem Schaffot sterben mußte — ein Schicksal, das er sich weniger durch seine Verbrechen, als durch die Beleidigungen zuzog, mit denen er den Cardinal überhäuft hatte.

Auch der Pater Joseph, dieser innige Vertraute des Cardinals Richelieu, fiel endlich als ein Opfer des Ehrgeizes dieses stolzen Ministers, der ihm Gift beibringen ließ, woran er in seinem zwei und sechszigsten Jahre starb, nachdem er, gemeinschaftlich mit dem Cardinal, die größten Schandthaten begangen hatte. Verschiedene Ursachen trafen zusammen, welche diesen bewogen, sich seines bisherigen Mitarbeiters auf obberührte Art zu entledigen. Ein Jahr zuvor hatte der Pater Caussin, Beicht-

vater des Königs, den Einfall, den Cardinal stürzen zu wollen; er sprach deshalb sehr ernstlich mit dem Monarchen, und machte ihm eine Gewissenssache daraus, ihn vom Ruder der Geschäfte zu entfernen. Unter vielen andern Verbrechen, deren er den Minister beschuldigte, war auch das, daß er die katholische Religion zu untergraben suche, und führte zum Beweis davon das mit dem Könige von Schweden, Gustav Adolph, geschlossene Bündniß, und die Hülfe an, die er den Protestanten in Deutschland angedeihen ließ. — Dieser einzige Punkt ist hinreichend, um von der Staatsklugheit dieses Pfaffen ein Urtheil zu fällen. — Der König fragte ihn, ob er sich getraue, die erwähnten Beschuldigungen dem Cardinal ins Gesicht zu sagen, und ob er einen Mann wisse, der dessen Stelle einnehmen könne. Jenes bejahte Cauffin, über dieses ließ er sich aber nicht heraus. Er ging jedoch sogleich zum Pater Joseph, und eröfnete ihm, nachdem er ihn vorher die unverbrüchlichste Verschwiegenheit hatte versprechen lassen, daß der König endlich auf seine Vorstellungen sich entschlossen hätte, die Wünsche der ganzen Nation zu erfüllen, und den Cardinal zu entfernen; daß es jetzt

auf nichts weiter ankäme, als dessen Amt einem Manne zu übertragen, der fähig sei demselben vorzustehen, und daß er kein würdigeres Subject dazu wisse, als ihn, den Pater Joseph. Er bäte ihn deshalb um seine Einwilligung, unter der Versicherung, daß seiner Erhebung im geringsten nichts im Wege stünde. — Der Pater Joseph war ganz aus den Wolken gefallen, als er diesen sonderbaren Antrag hörte; er glaubte, Caussin wäre verrückt geworden, und suchte ihm sein Vorhaben auszureden. Indessen hielt er sein ihm gegebenes Versprechen, zu schweigen; Richelieu wurde aber durch den Herzog von Angouleme von dem gegen ihn geschmiedeten Anschlag unterrichtet, und nahm so gute Maasregeln, daß Caussin an eben dem Tage, der zu seiner Absetzung bestimmt war, in ein Kloster verwiesen wurde. Weil aber der Cardinal dies Projekt nicht von dem Pater Joseph selbst erfahren hatte, so bildete er sich ein, dieser wäre ebenfalls damit einverstanden gewesen, und hätte sich geschmeichelt, sein Nachfolger in dem hohen Posten zu werden, den er bekleidete — ein Argwohn, der vielleicht nicht ganz ungegründet war.

Noch andere Umstände kamen hinzu, welche das gute Vernehmen zwischen diesen beiden würdigen Männern störten. Der Pater Joseph hatte dem Könige ein Verlangen nach Frieden einzuflößen gewußt, und in dieser Absicht den Cardinal mit dem Grafen von Olivarez, spanischen Premierminister, in Verbindung zu bringen gesucht, ohne das Interesse des erstern dabei zu Rathe zu ziehen, der stets Krieg wollte, um sein Ansehen zu behaupten. — Richelieu war sehr unwillig, daß er die Briefe, welche die Königin an den Infanten, ihren Bruder, nach Spanien schrieb, nicht hatte auffangen können. Er wollte den Pater Joseph nach Val de Grace schicken, um sich derselben zu bemächtigen; dieser aber entschuldigte sich mit einer Krankheit, welche der Minister für einen bloßen Vorwand hielt, und das Vorhaben mislang. — Sein Stolz war sehr gekränkt, daß bei der berüchtigten Teufelsbesitzung der Ursulinerinnen in Loudün die bösen Geister im Namen des Pater Josephs beschworen worden waren, welche auch sogleich die Leiber der Nonnen verließen. Diese elende Betrügerei, welche durch die schreckliche Hinrichtung des unschuldigen Pfarrers, Urban

Grandier, den man für einen Zauberer ausgab, noch abscheulicher wurde, bedeckte den Capuciner mit Ruhm, indeß man Seiner Eminenz dabei gar nicht gedachte. — Richelieus Neid war auch dadurch erregt worden, daß der König sehr eifrig die Erhebung Josephs zur Cardinalswürde betrieb. Der Pater war zu sehr mit den Intriguen desselben bekannt, und zu schlau, um dies nicht zu merken; er begab sich daher in ein Capucinerkloster, um den Fallstricken seines vorgeblichen Freundes zu entgehen — eine desto stärkere Aufforderung für diesen, sich seiner so bald als möglich zu entledigen.

Allein die Haupturſache des Grolls, den der Cardinal gegen den Pater gefaßt hatte, lag unstreitig in der Neigung des Königs zu dem Fräulein la Fayette, einer nahen Verwandtin Josephs. Ludwig XIII war in der That in diese Schöne verliebt, besuchte sie oft, und unterhielt einen beständigen Briefwechsel mit ihr. Richelieu war sehr unzufrieden darüber; er befürchtete, sie möchte sich gänzlich des Herzens des Monarchen bemeistern, ihn um dessen Gunst, und den Pater Joseph, ihren bisheri-

gen Beschützer, an seine Stelle bringen. Er bestach daher einen Kammerdiener des Königs, Bezenval, dessen sich dieser bediente, um seine Briefe der la Fayette zu überbringen, und die ihrigen in Empfang zu nehmen. An statt sie zu bestellen, brachte er sie dem Cardinal, der sie eröfnete, und sie entweder gänzlich unterschlug, oder an deren Stelle andere, in denen er die Handschrift nachmahlte, abschickte. Während der Zeit bediente er sich in geheim aller ersinnlichen Kunstgriffe, deren ihm so viele zu Gebote stunden, um die Entfernung des Fräuleins vom Hofe zu bewirken. Durch die dritte Hand ließ er die andern Verwandten derselben vor der Gefahr warnen, die ihr bevorstünde, und sparte weder Bitten noch Drohungen, bis es ihm endlich gelang. Auf einmal war die Demoiselle verschwunden. Der König, der den Grund davon nicht wußte, war sehr darüber betroffen, forschte nach, und erfuhr endlich ihren Aufenthalt. Sie hatte sich in ein Nonnenkloster nahe bei Paris begeben; der König fuhr sogleich dahin, hatte eine lange Unterredung mit ihr, und Beide entdeckten nunmehr sehr leicht Bezenvals Verrätherei. Er fiel in Ungnade, und mußte sich

sogleich vom Hof entfernen, ohne daß der Cardinal, der ihm seinen Schutz versprochen hatte, sich im geringsten um ihn bekümmerte. Dieser aber, ob er gleich der eigentliche Urheber der Cabale war, blieb ungestraft — der schwache Monarch wagte es nicht, ihm sein Mißvergnügen zu erkennen zu geben. Richelieu warf nun seinen ganzen Haß auf den Pater Joseph, von dem er glaubte, daß er dem König in seinem Liebeshandel Vorschub gethan hätte, um sich empor zu schwingen; und obgleich die Neigung des Monarchen zu der Demoiselle la Fayette von keinen weitern Folgen war, indem diese den Schleier nahm, so hatte doch das schleichende Gift, das er seinem ehemaligen Vertrauten während der Zeit hatte beibringen lassen, bereits angefangen seine Wirkung zu thun. Pater Joseph fiel in eine gefährliche Krankheit, deren Grund man bald entdeckte, ohne dem Uebel Einhalt thun zu können. Er starb endlich, von Gewissensbissen zerfleischt, die ihm seine letzten Stunden sehr schmerzhaft machten, und Richelieu, der sich von einem so gefährlichen Nebenbuhler nun befreit sah, ließ ihn prächtig begraben.

Nirgends scheinen Laster und Verbrechen mehr einheimisch gewesen zu seyn, als in dem Hause Orleans, besonders bei den Häuptern desselben — eine Wahrheit, die sich selbst bis auf die neuesten Zeiten herab bestätigt hat, in denen das Reich der Gleichheit errichtet wurde, zu dessen Vertheidiger sich der letzte Herzog von Orleans mit solchem Eifer — freilich blos zum Schein — aufwarf, daß er sogar seinen uralten Namen dieser Göttin zum Opfer brachte, die ihm zur Aegide dienen sollte, hinter welcher er seine boshaften Projekte verbergen und ungestraft ausführen könnte — eine Hofnung, die, wie wir wissen, ihm gänzlich fehlschlug. — Eine Skizze der geheimen, fast aus lauter Verbrechen zusammengesetzten, Geschichte einiger dieser Herren wird daher hier nicht am unrechten Orte stehen.

Von dem Herzoge Gaston von Orleans, Ludwigs XIII Bruder, haben wir bereits oben gesprochen. Er war ein schwacher leichtsinniger Mann, der sich von seinen Günstlingen und Vertrauten lenken ließ, den größten Theil seiner Tage in Uneinigkeit mit dem Könige verlebte, und sich sogar oft in Verschwörungen

gegen ihn einließ, die jedoch durch Richelieus Wachsamkeit immer vereitelt wurden. Alles Gute, was man von ihm sagen kann, ist, daß er nicht lasterhaft genug war, um für einen vollkommenen Böswicht zu gelten.

. . . . . .

Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs XIIII, hatte es in der Schule des Lasters schon viel weiter gebracht. Er war kein sonderlicher Freund des schönen Geschlechts, aber ein desto größerer Liebhaber seines eignen, und hatte stets einige junge Herren in der Nähe und unter seinen Vertrauten, die es sich für eine Ehre schätzten, ihm als Werkzeuge zur Befriedigung seines Geschmacks zu dienen. Seine erste Gemahlin, Henriette von England, wurde ein Opfer dieser unnatürlichen Lüste. Die Veranlassung dazu war folgende: Als Ludwig XIIII im Begrif war, Holland mit Krieg zu überziehen, wollte er sich zuvor des Beistands Karls II, Königs von England, versichern. Zwar hatten sie bereits ein geheimes Bündniß mit einander geschlossen, doch war noch über einige wichtige Punkte Abrede zu nehmen, die Ludwig in Richtigkeit gebracht wissen wollte, ehe er losbrach. Es lag ihm

Alles daran, dies Geschäft so geheim zu betreiben, daß kein Mensch den geringsten Verdacht schöpfen konnte; er wollte daher nicht einmal seinem Gesandten in London die dazu nöthigen Aufträge ertheilen, sondern sich lieber seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans und Karls II Schwester, dazu bedienen. Er wurde also mit ihr einig, daß sie bei Gelegenheit einer Reise, die er in Begleitung seines ganzen Hofs nach Flandern thun wollte, ihn um die Erlaubniß bitten sollte, ihren Bruder besuchen zu dürfen, da sie einmal so nahe an den Küsten wäre. Diese wollte er ihr bewilligen, und sie sollte alsdann mit Karln dasjenige vollends verabreden, was zum Behuf der großen Unternehmung erforderlich war. — So geheimnißvoll dieser Anschlag auch gefaßt worden war — denn selbst der Herzog von Orleans sollte nichts davon erfahren — so konnte es doch nicht fehlen, daß zwei bis drei Personen, Ludwigs Vertraute, darum wußten. Einer von diesen theilte das Projekt, wahrscheinlich in einem von jenen Augenblicken, die für Geheimnisse so gefährlich sind, seiner Maitresse mit, und durch diese erfuhr es der Chevalier von Lorraine, einer von den Günstlin-

gen des Herzogs, mit dem er in der engsten Vertraulichkeit lebte, und der sich eine solche Gewalt über ihn angemaßt hatte, daß er nicht nur ihn, sondern auch seine ganze Familie gleichsam tyrannisirte. Die Herzogin, die er schon damals haßte, mußte seinetwegen tausend Kränkungen von ihrem Gemahl erdulden.

Der Chevalier eilte mit dieser wichtigen Neuigkeit sogleich zum Herzog, der äußerst aufgebracht darüber wurde, theils daß seine Frau eine so wichtige politische Rolle spielen sollte, noch mehr aber, daß man sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, ihm einige Nachricht davon mitzutheilen, oder ihn um seine Einwilligung zu ersuchen; und sein Günstling ermangelte nicht, seinen Zorn noch mehr zu reizen. Diesen schüttete nun der Herzog in vollem Maas über seine Gemahlin aus, und begegnete ihr so unanständig, daß dem Könige die üble Lage, worin sie sich befand, nicht lange verborgen bleiben konnte. Er erfuhr auch sehr bald die Veranlassung dieser Uneinigkeit, und daß Lorraine um das Geheimniß jener Reise wisse; und um zu verhindern, daß es nicht noch weiter ausgebreitet

würde, ließ er diesen sogleich arretiren und in ein Gefängniß setzen. Nun sprühte der Herzog vollends Feuer und Flammen; er wollte seinem Bruder gleiches mit gleichem vergelten, und nahm seine Gemahlin mit auf eines seiner Landgüter, wo er sie wie eine Gefangene behandelte, um ihre vorgehabte Reise, und folglich auch des Königs Absichten zu vereiteln.

Ludwig wollte, immer aus Furcht, sein Geheimniß gänzlich verrathen zu sehen, keine Strenge brauchen, und ließ sich mit Orleans in Tractaten ein. Diesen zufolge sollte der Herzog seine Gemahlin nicht ferner an der Reise nach England verhindern; dafür wollte der König den Chevalier wieder in Freiheit setzen, doch sollte dieser sich auf einige Zeit aus dem Reiche entfernen. So bald man über diese Punkte einig war, ging der König mit dem Hofe nach Flandern, und die Herzogin von da übers Meer nach England, wo sie ihre Aufträge ausrichtete, und alsdann nach Frankreich zurückkam. Der Herzog behielt jedoch immer einen geheimen Groll gegen sie im Herzen, der auch in der Entfernung durch den Chevalier von Lorraine, welcher sich indessen nach Italien begeben hatte, genährt wurde.

Auf einmal starb diese Prinzessin, ohne den geringsten Anfall von Krankheit gehabt zu haben, nach dem Genuß eines Glases Limonade. Kein Mensch zweifelte, daß sie Gift bekommen hätte, und durch die Section wurde es augenscheinlich bewiesen. Auch die Urheber dieser schwarzen That, nebst den Umständen derselben, blieben nicht verborgen, so viel Mühe man sich auch gab, dies alles zu verheimlichen. Der Bösewicht Lorraine hatte, aus Rache über seine Verweisung, das Gift an den Marquis d'Effiat, seinen vertrauten Freund, der ebenfalls in des Herzogs Diensten stand, und ein Neffe des in Lyon enthaupteten Cinq-Mars war, von welchem wir oben geredet haben, geschickt, und dieser es der Herzogin beigebracht. Die Freunde des Herzogs suchten nun, wenigstens diesen von allem Antheil an diesem Bubenstück frei zu sprechen; allein der Anschein war zu sehr gegen ihn, als daß man nicht für gewiß annehmen sollte, es sei, wo nicht auf seinen Befehl, doch wenigstens mit seiner Bewilligung verübt worden. Warum hätte man sonst die Sache so geflissentlich zu unterdrücken gesucht? Warum blieb Effiat und der Chevalier ungestraft? Der letzte kam sogar kurz da-

rauf nach Frankreich zurück, ohne daß man ihn nur einmal zur Verantwortung zog. Der König, der seine Schwägerin sehr schätzte, würde sich gewiß zu ihrem Rächer aufgeworfen haben, hätte er nicht seinen Bruder schonen wollen.

Aber was ist dieser gegen seinen Sohn, Philipp von Orleans, nachherigen Regenten während der Minderjährigkeit Ludwigs XV? In der That ein Heiliger, wenn es möglich wäre, daß der höchste Grad des Lasters einem minder Verdorbenen Ehrfurcht erwerben könnte. Die Epoche der Regentschaft gehört unstreitig unter die sittenlosesten in der Weltgeschichte, der selbst die Regierungen eines Caligula, Heliogabals und verschiedener griechischer Kaiser in dieser Rücksicht nachstehen müssen, und mit welcher nur die eines Papst Alexanders VI in Vergleichung zu setzen ist. Laster waren diesem Prinzen ein Bedürfniß, Verbrechen eine Erholung, und alle Schandthaten an seinem Hofe einheimisch. Hier nur ein Verzeichniß, eine kleine Uebersicht derselben — ein ausführlicheres Gemälde werden wir vielleicht zu einer andern Zeit liefern.

Er war der ausschweifendste Wollüstling, den je die Natur hervorgebracht hat; aber seine Begierden, weit entfernt in dem gewöhnlichen Gleise zu bleiben, suchten selbst bei Gegenständen Befriedigung, die dem Zügellosesten, so wie dem rohen Barbaren unverletzlich sind. Außer einer Schaar feiler Weiber und Dirnen, die ihm stets zu Gebote standen, entehrte er seine eigenen Töchter durch seine blutschänderischen Umarmungen. Die älteste, die Herzogin von Berry, eine zweite Messaline, war lange Zeit seine Buhlerin, er zeugte sogar Kinder mit ihr, *) und sie diente ihm zugleich

*) Bei Gelegenheit der Niederkunft der Herzogin mit einem Sohne, der ihrem Vater sein Dasein zu verdanken hatte, machte Voltaire folgende Verse:

Enfin, votre esprit est guéri
Des craintes du vulgaire,
Belle Ducheſſe de Berry,
Achevés le myſtère:
Un nouveau Loth vous ſert, mère des Moabites,
Donnés nous promptement un peuple d'Ammonites.

Eine Anſpielung auf Loth, der mit ſeinen Töchtern den Moab und Ammon zeugte. Der Regent

als Kupplerin, wenn er seine Augen auf ein Frauenzimmer warf, von dem er einigen Widerstand befürchtete. Dafür ließ er ihr aber auch alle ersinnliche Freiheit, und ihr Haus war ein Sammelplatz aller Laster. Seine zweite Tochter, die Prinzessin von Valois, nachherige Herzogin von Modena, obgleich ebenfalls in hohem Grade ausschweifend, widerstand lange den unzüchtigen Anträgen ihres Vaters, bis ihr Geliebter, der Herzog von Richelieu, wegen einer Verschwörung gegen den Regenten, an welcher er Antheil genommen hatte, in die Bastille gesetzt wurde. Sie bat ihren Vater dringend um seine Freiheit, der sie ihr jedoch blos unter der Bedingung, wenn sie seine Wünsche befriedigte, gewährte. Da ihr kein anderes Mittel übrig blieb, ihren geliebten Herzog zu retten, so überließ sie sich den unreinen Begierden ihres Vaters. —

gerieth wegen dieser Verse sehr in Zorn, und wollte den Dichter nachdrücklich bestrafen lassen. Voltaire entging aber seinem Schicksal vermittelst eines witzigen aber sehr schmutzigen Einfalls, indem er sagte: Er wisse von jenen Versen nichts, denn ihm, als einem Schüler der Jesuiten, könnten unter den Völkern des alten Testaments blos die Sodomiten bekannt seyn.“

Das Sittenverderbniß an diesem Hofe ging so weit, daß die Gesellschafter des Regenten, ihm durchaus ähnlich an Charakter, aber erhaben durch ihre Geburt, und die Würden die sie bekleideten, ihm oft leuchteten, wenn er auf den Altären der Wollust opferte. Die Orgien, die er feierte, übertrafen an Schändlichkeit alles, was die lebhafteste Einbildungskraft sich nur vorstellen kann. Um die Zahl seiner Laster voll zu machen, war er auch dem Trunke ergeben, und, zur Abwechslung, einer unnatürlichen Neigung zu seinem eignen Geschlecht. — Sein ehemaliger Lehrer, Dübois, ein Apotheker, nachher Abbé, Erzbischof, Cardinal, und endlich Premierminister, wo möglich noch verabscheuungswürdiger als sein Zögling, war der Vertraute seiner Ausschweifungen, sein Günstling, und entbrach sich auch nicht, die Stelle eines Kupplers zu vertreten, um sich durchaus unentbehrlich zu machen. Beide litten an schändlichen Krankheiten, den Folgen ihres liederlichen Lebens, woran auch Dübois starb. — Was endlich mehr als alles übrige die gänzliche Zerrüttung aller Moralität in jenem Zeitraum bezeugt, ist, daß die Abscheulichkeiten, von welchen wir eben geredet

haben, nicht etwa im Verborgnen verübt wurden — im Gegentheil, keine Zurückhaltung fand dabei Statt, alle Schamhaftigkeit war verbannt, man brüstete sich mit seinen Lastern; der ganze Hof, vielleicht nur wenige Personen ausgenommen, war davon angesteckt, und in Paris sowohl als in den Provinzen sprach man von nichts anderm.

Alle diese Ausschweifungen kommen jedoch nur in geringen Betracht, wenn man die ungeheuern Verbrechen erwägt, deren er sich schuldig machte. Es ist wahr, man hat ihn deshalb vertheidigt, und mit ziemlich wichtigen Gründen den Beweis seiner Unschuld zu führen gesucht; wenn man aber erwägt, daß der König selbst davon so überzeugt war, daß er eine Untersuchung veranstaltete, und nur durch die Thränen und Bitten der Mutter und Gattin des Herzogs abgehalten wurde, ihm förmlich den Prozeß machen zu lassen; daß die öffentliche Meinung ihn laut wegen der schrecklichen Mordthaten, von denen wir sogleich reden werden, anklagte; daß die ganze königliche Familie ihn laut ihren Henker nennte, ohne daß er es wagte, sich

zu vertheidigen; daß Aerzte die deutlichsten Spuren von Gift in den Körpern der Prinzen gefunden hatten — ungeachtet Andere das Gegentheil behaupteten — so wird man finden, daß wenigstens die höchste Wahrscheinlichkeit gegen ihn ist, besonders wenn man seinen ganzen Charakter dabei in Betrachtung zieht.

Diese traurigen Begebenheiten ereigneten sich noch bei Lebzeiten Ludwigs XIIII. Der Herzog von Orleans hatte keine Hofnung, zum Thron zu gelangen, denn es mangelte nicht an Prinzen, die ein näheres Recht dazu hatten. Aber nun starben in kurzen Zwischenräumen drei derselben; im Jahr 1711 der Dauphin, das Jahr darauf der Herzog von Burgund, der nach dem Tode seines Vaters Dauphin geworden war, sechs Tage zuvor dessen Gemahlin, und ungefähr eben so viele nachher ihr ältester Sohn, der Herzog von Bretagne. Diese wiederholten Todesfälle, die man keiner natürlichen Ursache zuschreiben konnte, sondern sie dem Herzoge von Orleans zur Last legte, der durch Gift sich einen Weg zum Throne bahnen woll-

te, erfüllten den Hof und ganz Frankreich mit Schrecken und Betrübniß; vorzüglich aber beklagte die ganze Nation den Herzog von Burgund, einen Prinzen, der die größten Hofnungen von sich gab, und allgemein geliebt wurde, nur von denenjenigen nicht, die unter der Regierung eines schwachen und unklugen Fürsten große Rollen zu spielen hofften. Er hatte sich oft der bedrängten Unterthanen gegen ihre Despoten angenommen, und einst Ludwigen ins Gesicht gesagt: Die Könige seien wegen des Volks, nicht aber das Volk der Könige wegen da — Eine Wahrheit, bei deren Anhörung die Hofschranzen ziemlich saure Gesichter zogen. — Nun war von dieser Familie niemand mehr übrig als der Herzog von Anjou, nachher Ludwig XV, ein Kind, das aber damals so schwächlich und krank war, daß man ebenfalls fast täglich seinem Tode entgegen sah, wiewohl dieser Prinz, wie wir wissen, ein ziemlich hohes Alter erreicht hat. Zwar saß noch ein französischer Prinz, Philipp V, der zweite Sohn des ersten Dauphins, auf dem spanischen Throne, der auch einen jüngern Bruder hatte; allein da alle europäischen Mächte damals die Vereinigung beider Kro-

nen, Frankreich und Spanien, zu verhindern sich bestrebten, so konnte Orleans, wenn er wirklich der Mörder jener Prinzen war, wohl hoffen, Unterstützung zu finden, im Fall der nunmehrige Dauphin, der eben gedachte Herzog von Anjou, als der nächste Erbe des Throns, starb. Diesen zu vergiften, hielt er nicht für nöthig, da er, wie gesagt, ohnehin sehr kränklich war.

Philipp V entsagte auch wirklich der Krone Frankreich, so wie sein Bruder und der Herzog von Orleans der Krone Spanien, im Fall einer von diesen letzten durch das Recht der Erbfolge auf den französischen Thron gelangte. Man sieht hieraus, daß dem Herzog nur noch zwei Personen im Wege standen, um König zu werden, wovon er die eine, den Bruder des Königs von Spanien, wahrscheinlich mit Gewalt würde abgehalten haben, seine ehrsüchtigen Absichten zu vereiteln. Nach dem Tode Ludwigs XIIII, als Orleans die ihm streitig gemachte Regentschaft wirklich antrat, sah man den jungen König, Ludwig XV, durchgehends als verlohren an, da er völlig in der Gewalt dessen

war, den man überall als den Mörder seiner Familie betrachtete; aber es sei nun, daß dieser sich vor der Rache des Volks fürchtete, das ihn ohnehin verabscheute, und bei welchem jene Todesfälle noch in frischem Andenken schwebten, wenn er auch an diesen Zweig des königlichen Stammes seine Hand legte, oder daß die Vorsehung über den jungen Prinzen wachte — genug, er blieb am Leben, kam zur Regierung, und erhielt in der Folge den Namen des Vielgeliebten, so wenig er auch that, um ihn zu verdienen.

Außer den oberwähnten Verbrechen machte sich der Herzog noch vieler andern schuldig, die an Abscheulichkeit jenen wenig nachgaben. Ein gewisser Herr de la Grange-Chancel hatte eine Schmähschrift auf ihn verfertigt, unter dem Titel: Philippiken, in welcher seine Schandthaten völlig aufgedeckt wurden, und die folglich großes Aufsehen verursachte. Der Regent war keiner der letzten, der Nachricht davon erhielt, und sie zu Gesicht bekam. Er war sehr aufgebracht darüber und beschloß, sich zu rächen; da er es aber nicht wagte, den Verfasser ge-

richtlich zu verfolgen, so trug er einer seiner Creaturen, einem verworfnen Bösewichte, Namens Düval, auf, ihn heimlich zu ermorden. Dieser war auch sogleich bereit dazu, und lauerte überall dem unglücklichen Schlachtopfer der Rachsucht des Regenten auf. Endlich glaubte er, seinen Mann gefunden zu haben, irrte sich aber in der Person, und erschoß den Dichter Vergier, einen ganz Unschuldigen. Er sah seinen Irrthum bald ein, es wurde ihm aber leicht, sich deshalb bei seinem Gönner zu entschuldigen. Dieser war auch weit entfernt, den Mörder zu bestrafen; er lobte ihn vielmehr wegen seines Eifers, und ob er gleich seinen Zweck nicht erreicht hatte, so glaubte er Düvaln doch für seinen guten Willen belohnen zu müssen, und ertheilte ihm den Ludwigsorden. — Grange-Chancel entfloh, um nicht fernern Nachstellungen ausgesetzt zu seyn.

Alle diejenigen, die das Vertrauen des Regenten besaßen, durften sich die schändlichsten Handlungen erlauben, ohne Furcht, deshalb in Anspruch genommen zu werden. Vor allen andern mißbrauchte diese Nachsicht sein

durchaehends verabscheuter Günstling, der Cardinal Dübois. Diesem war kein Verbrechen, keine Nichtswürdigkeit zu groß, wenn er sich dadurch in seinen Ehrenstellen erhalten, oder noch mehr emporschwingen konnte. Er war verheirathet, als er in den geistlichen Stand trat, hatte dies aber sorgfältig verschwiegen, ungeachtet seine Frau noch lebte. Um sich aber vor einer Entdeckung, die ihn in der Folge in große Verlegenheit hätte stürzen können, sicher zu stellen, beredete er einen seiner Freunde, den Herrn von Bretenil, nachherigen Kriegsminister, den Hauptbeweis seines ehelichen Standes zu vernichten. Dieser übernahm das Geschäft, begab sich zu dem Pfarrer, der ihn getraut hatte, schmeichelte sich dadurch bei ihm ein, daß er ihn fleißig tractirte, und brachte ihm einst bei einer guten Mahlzeit einen Schlaftrunk bei. Während dieser seine Wirkung that, riß er das Blatt aus dem Kirchenbuche, auf welchem Dübois Ehe bezeugt wurde, und nun konnte dieser keck allen Ansprüchen Trotz bieten, die seine Frau an ihn machen möchte. Damit noch nicht zufrieden, ließ der Geausame sie im Elend schmachten, und ihr nicht die ge-

ringste Unterstützung zukommen. Gleichwohl überlebte sie ihn noch um fünf und zwanzig Jahre.

Seine Erhebungen zum Erzbischof, zum Cardinal, und zum Premierminister, waren gleich merkwürdig, und alle zusammen das Werk der Cabale. Als der Erzbischof von Cambrai gestorben war, bekam Dübois Lust zu dieser Stelle. Er sagte am andern Morgen zum Herzog: „Mir träumte diese Nacht, „ich wäre Erzbischof von Cambrai gewor„den.“ Dieser erwiederte blos: „Du hast „bisweilen närrische Träume.“ — Dübois ließ sich hierdurch nicht abschrecken, und bewarb sich förmlich um diese Würde. Der Regent wollte immer noch nichts davon hören, und machte ihm unter andern den Einwurf: Er könne nicht einmal Messe lesen. „Das will ich schon lernen,“ versetzte Dübois. Er und seine Freunde, die er deshalb alle in Bewegung gesetzt hatte, drangen auch endlich durch; er erhielt alle geistlichen Weihen auf einmal, und ward Erzbischof, zum größten Scandal der ganzen Christenheit —

denn seine Fähigkeiten und Verdienste waren allgemein bekannt.

Fast gleiche Bewandtniß hatte es mit seiner Ernennung zum Cardinal. Er hatte sich's in Kopf gesetzt, auch diese Würde zu erlangen, und sein Freund, Tencin, damals französischer Gesandter in Rom, betrieb die Sache mit vielem Eifer. Da der päpstliche Stuhl eben erledigt war, so hatte sich dieser eine starke Parthei gemacht, um den Cardinal Conti darauf zu erheben, welcher sich aber anheischig machen mußte, so bald er Papst geworden wäre, dem unwürdigen Dübois den Cardinalshut zu geben. Weil aber Tencin dem Cardinal nicht recht traute, so wurde ein ordentlicher schriftlicher Contract verfertigt, in welchem beide Theile sich zu dem, was sie einander bereits mündlich versprochen hatten, förmlich anheischig machten. Bald darauf wurde Conti gewählt. Nun reute ihn aber sein gethanes Versprechen, und er machte allerlei Ausflüchte, um sich der Erfüllung desselben zu entziehen; allein der Gesandte drang darauf, drohte ihm, seine Briefe und jenen Contract öffentlich bekannt zu machen, und ihn

dem allgemeinen Gespötte Preis zu geben. Der Papst sah sich also genöthigt nachzugeben, und bewilligte aus Furcht alles, was man von ihm verlangte.

Tencin war es auch, auf dessen Empfehlung er Premierminister des Herzogs Regenten wurde. Die Freunde desselben hatten ihm gerathen, einen Mann zu diesem Posten zu erheben, auf den er sich verlassen könne, und der, wenn irgend eine Sache übel ausschlüge, die Schuld davon auf sich nehmen müsse, wenn er seine Regentschaft niederlegte. Es wurden verschiedene Staatsmänner in Vorschlag gebracht, Tencin aber behauptete, Dübois schicke sich am besten dazu. — „Was soll ich mit ihm?“ sagte der Herzog, „er ist ja ganz von venerischen Krankheiten verfault.“ — „Das thut nichts, Ew. königliche Hoheit,“ erwiederte Tencin, „es ist doch der Mann, den Sie brauchen.“ Jener machte ihn nun auch wirklich zu seinem Premierminister, wiewohl er diesen Posten nicht lange bekleidete. Er starb, wie wir bereits oben bemerkt haben, an der Lustseuche, die seinen Körper so zu Grunde gerichtet hatte,

daß

daß in den letzten Tagen seines Lebens niemand vor Gestank um ihn bleiben konnte. Als seine Freunde, und unter diesen der Regent selbst, ihn kurz vor seinem Tode bereden wollten, sich mit den Sacramenten versorgen zu lassen, antwortete er mit den schrecklichsten Flüchen darauf, und starb ohne den Genuß derselben.

Der Herzog selbst war mit jenem Uebel stark behaftet, besonders hatte eines seiner Augen sehr dadurch gelitten, und die Aerzte verschwendeten ihre Kunst umsonst an der Heilung desselben. Einst hätte er dasselbe beinahe ganz eingebüßt. Er hatte schon seit geraumer Zeit eine junge schöne Dame, die Frau von Rochefoucault, mit seinen unzüchtigen Anträgen verfolgt, ohne Gehör finden zu können. Sie stattete einmal bei der Herzogin von Berry, seiner Tochter, einen Besuch ab, der Regent, wahrscheinlich davon unterrichtet, kam dazu, und nun wollte er ihr das mit Gewalt rauben, was sie ihm nicht in Güte bewilligen wollte. Sie sträubte sich, die Herzogin, an dergleichen Scenen gewöhnt, und eine getreue Gehülfin ihres Vaters, hielt

sie, beide konnten ihrer aber dennoch nicht ganz Meister werden. Die Unglückliche schlug unter wildem Geschrei schrecklich um sich her, und traf den Herzog in sein krankes Auge so stark, daß dieser das Bewußtsein verlor, und zurücktaumelte, welches ihr Gelegenheit gab, sich eiligst durch die Flucht zu retten.

Die Polignacs, deren Namen seit der Revolution so bekannt geworden sind, standen auch bereits zu den Zeiten der Regentschaft wegen ihrer Ausschweifungen in sehr üblem Ruf. Die Herzogin von Polignac hatte keinen gesunden Blutstropfen mehr in ihrem Körper, dem ungeachtet hörte sie nicht auf, sich allen Wollüsten zu überlassen, und steckte folglich alles an, was sich ihr näherte und mit ihr zu thun hatte. Unter andern verführte sie und zwei von ihren Freundinnen, eben so ausgelassene Buhlerinnen wie sie selbst, einen jungen Musulmann, den Sohn des türkischen Gesandten, der den Tag zuvor erst in Paris angekommen war. Sie erblickten den schönen viel versprechenden Jüngling auf der Straße, bekamen sogleich Lust zu diesem ausländischen Product, und lockten ihn in ein

Haus. Hier berauschten sie ihn durch hitzige Getränke, deren er nicht gewohnt war, behielten ihn zwei Tage und Nächte bei sich, und nöthigten ihn, ihre schändlichen Begierden abwechselnd zu befriedigen. Der Gesandte war während der Zeit außer sich vor Kummer über seinen Sohn, den er überall aufsuchen ließ, ohne ihn finden zu können. Er schätzte ihn bereits für verloren. Endlich kam er zwar zurück, aber entstellt, krank, und gänzlich entkräftet. Bald zeigten sich noch traurigere Folgen seines Rendezvous mit jenen Damen. Das Uebel, das er von ihnen erhalten hatte, und das bereits in seinem Blute wütete, brach mit seiner ganzen fürchterlichen Wut aus, und brachte ihn an den Rand des Grabes, dem seine Jugend und Stärke ihn zwar entrissen, doch nicht, ohne einen siechen Körper zum immerwährenden Andenken jener giftigen Umarmungen davon zu tragen. — Der Gesandte, der von allem Nachricht erhielt, beschwerte sich über diese schändliche That; was für Genugthuung konnte er aber an einem Hofe erhalten, wo man allen Lastern ungescheut fröhnte, und wo ein solcher Vorfall

blos für eine gewöhnliche Galanterie gehalten ward? *)

Bei einer andern Gelegenheit übte er strengere Gerechtigkeit aus. Während seiner Regentschaft hatte ein Schottländer, Namens Law, einen Plan gemacht, die sämtlichen Staatsschulden durch Papiergeld zu tilgen, und sich zur gänzlichen Ausführung desselben erboten. Dies Project, das in der Folge unter dem Namen des Lawischen Systems allgemein bekannt wurde, fand bei Hofe großen Beifall, man überließ sich den süßesten Hoffnungen, und nahm keinen Anstand, es unter Law's Direction ins Werk zu richten. Da-

*) Die nämliche Herzogin von Polignac war einst in den Marschall von Richelieu verliebt, der immer der Liebling der Damen war. Die Frau von Nesle hatte ihn aber eben damals in Beschlag genommen, und wollte sich keinen Eintrag thun lassen. Die Polignac wurde dadurch nur noch hitziger, und gab sich alle Mühe, ihr den Marschall zu rauben. Hierüber aufgebracht, forderte die Frau von Nesle ihre Nebenbuhlerin auf Pistolen. Sie schlugen sich im Gehölz von Boulogne, die Polignac verwundete ihre Gegnerin, und erreichte ihre Absicht.

mals entstand die Pest der Agiotage, die in den neusten Zeiten der Republik, als Frankreich von Assignaten und Mandaten überschwemmt war, wieder so grausam wütete, und die in beiden Epochen Tausende zu Grunde richtete, um einzelne zu bereichern. Fast alle Einwohner von Paris verließen ihre Geschäfte und ergaben sich dem Wuchern und Agiotiren. Das Steigen und Sinken der öffentlichen Fonds war die Axe, um die sich die Gedanken Aller herumdrehten. Kauf und Tausch der Papiere gegen Geld war die einzige Beschäftigung, die man trieb; die ganze Nation schien eine Familie von Mäklern geworden zu seyn, und der Reichthum der französischen Sprache sich in Zahlen aufgelöst zu haben, denn man hörte von nichts anderm sprechen, nichts anders nennen.

Damals hielt sich ein gewisser Graf Horn in Paris auf, der durch Ausschweifungen und Verschwendungen sich in beträchtliche Schulden gestürzt hatte, und nun eins der abscheulichsten Verbrechen beging, um sich vor seinen Gläubigern zu retten. Er hatte den Plan dazu gemacht, und zwei von seinen

Gesellschaftern beredet, daran Theil zu nehmen, und ihn ausführen zu helfen. So bald alles in Bereitschaft war, bestellte er einen Commis mit einer großen Summe Bankbillets, unter dem Vorwande sie ihm abzukaufen, in sein Quartier. Dieser erschien zur bestimmten Stunde, wurde aber gleich bei seinem Eintritt von den drei Verbündeten angefallen, zu Boden gerissen, und mit vielen Wunden aufs schrecklichste ermordet, worauf sie ihm die Billets abnahmen. Die That wurde bald entdeckt, einer der Mörder entfloh, der Graf und der dritte aber wurden arretirt. Horn vertheidigte sich mit vieler Gegenwart des Geistes, und behauptete, sie wären über den Handel uneinig geworden, jener hätte ihn angefallen und umbringen wollen, worauf er in die Nothwendigkeit gesetzt worden, sich zu wehren, und das Unglück gehabt hätte, seinen Gegner zu erlegen; allein sein Mitschuldiger verrieth aus Dummheit, und in der Voraussetzung, daß der Graf bereits alles gestanden hätte, die ganze Sache, und daß es ein verabredeter Handel gewesen wäre. Beiden wurde nun der Prozeß gemacht, und das Criminalgericht fällte bald darauf

das Urtheil, daß sie gerädert werden sollten.

Der Graf war aus einer sehr angesehenen Familie und mit vielen der vornehmsten Häuser in Frankreich und Deutschland verwandt. Es fehlte ihm daher nicht an Fürbittern, die sich so sehr schmeichelten, seine Begnadigung zu erhalten, daß sie gar nicht für sein Leben in Sorgen standen. Sie hatten schon dem Gang des Prozesses Einhaltzu thun, oder ihm wenigstens eine günstigere Wendung zu geben gesucht. Dies war ihnen nicht gelungen. So bald daher das Urtheil ausgesprochen war, wendeten sie sich an den Regenten, und baten um Gnade für den Verbrecher. So sehr sie überzeugt gewesen waren, daß ihr Gesuch ihnen gewährt werden, und der Graf mit einer leidlichen Gefängnißstrafe loskommen würde, eben so sehr erstaunten sie jetzt, da der Herzog es ihnen rund abschlug, und seine Verwunderung zu erkennen gab, wie man eine solche abscheuliche That noch entschuldigen könne. Man verlor deshalb die Hofnung nicht; täglich wurde der Regent mit Bitten bestürmt, täglich vermehrte sich

die Anzahl der Bittenden. Man stellte ihm vor, daß der Graf aus dem edelsten Blute entsprossen sei, und daß, wenn er auch nicht um seiner selbst willen Schonung verdiene, doch seine und die mit ihm verwandten Familien desto mehr Anspruch darauf machen könnten, auf die ein unauslöschlicher Schimpf zurückfallen müsse, wenn ein solches Urtheil vollzogen würde. Der Herzog erwiederte, daß hohe Geburt und vornehme Verwandtschaft kein Schutzbrief für einen solchen Mörder seyn könne. Nach vielfältigen eben so vergeblichen Versuchen sahen sie endlich ein, daß sein Leben nicht gerettet werden könne, und schränkten nun ihre Bitten dahin ein, daß er im Gefängniß enthauptet werden möchte, wobei sie sich der bereits angeführten Gründe bedienten. Auch dies wurde ihnen abgeschlagen; der Regent behauptete mit Recht, eine solche heimliche Hinrichtung verfehle ganz ihren Zweck, Andere von ähnlichen Thaten abzuschrecken. Endlich baten sie nur um die einzige Gnade, daß seine Strafe, wenn sie auch öffentlich vollzogen würde, doch in eine minder schmerzliche und entehrende verwandelt werden möchte. Orleans, des unaufhörlichen

Anlaufs überdrüßig, fertigte sie aber kurz ab, und schwur, daß kein Jota das Urtheils verändert werden sollte. Es wurde auch wirklich in seiner ganzen Strenge vollzogen, und der Graf und sein Mitschuldiger wurden von unten auf gerädert.

Die Anhänger und Vertheidiger des Regenten führen diesen Fall als einen Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe und der genauen Kenntniß und Beobachtung seiner Pflichten an; allein dieser Beweis wird sehr entkräftet, wenn man erwägt, daß ihm, wie wir oben gesehen haben, kein Verbrechen zu groß war, wenn es auf Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Rachgier ankam, daß er ungescheut mordete, und Mörder in seinem Solde hatte, die er für ihre Dienste belohnte. Daß er den Grafen Horn weder begnadigte, noch dessen Strafe milderte, geschah nicht sowohl aus Abscheu gegen sein Verbrechen, aus Achtung für die Gesetze, sondern weil sein eignes Interesse dabei ins Spiel kam — die Quelle war folglich nicht die lauterste. Er fürchtete nämlich, der Credit der Staatspapiere möchte leiden, und diejenigen, die damit handelten,

und den Umlauf derselben beförderten, möchten sich davon abschrecken lassen, wenn sie sähen, daß eine solche That nicht streng bestraft würde, und sie folglich dieses Geschäft mit so weniger Sicherheit treiben könnten, daß sie sogar ihr Leben dabei wagen müßten. Dies war die einzige Ursache, warum der Regent, trotz alles Flehens von Horns Freunden und Verwandten, diesmal unerbittlich blieb.

Wir haben schon oben der Töchter des Herzogs Regenten Erwähnung gethan, in so fern ihr eigner Vater sie zur Befriedigung seiner unzüchtigen Begierden mißbrauchte. Ihre Lebensart war aber auch übrigens so beschaffen, daß sie jedem, der noch einiges Gefühl für Tugend und Sitten hatte, den gerechtesten Abscheu einflößen mußte. Die Herzogin von Berry stürzte sich aus einer Ausschweifung in die andere, und beinahe jeder, der ihre Gunstbezeugungen zu genießen wünschte, konnte der Erfüllung dieses Wunsches im voraus versichert seyn. Wenn ihre Vertrauten ihr Vorstellungen deshalb machten, und Besorgniße zu erkennen gaben, daß sie auf

diese Art ihr Leben verkürzen möchte, antwortete sie lachend: „Mag es seyn! Kurz „aber gut.“ Sie starb auch ziemlich jung. — Ihre Aufführung war so berüchtigt, daß, als sie einst krank war, der Erzbischof von Paris ihr die Sacramente verweigerte, wenn sie den Grafen von Riom, ihren am meisten begünstigten Liebhaber, und ihre Vertraute, die stets bei ihr im Zimmer waren, nicht entfernte. Dies schlug sie ab, und nun stellte der Erzbischof einige Patres vor ihre Thür, welche dieselbe Tag und Nacht nicht verließen, und abwechselnd wachen mußten, um zu verhindern, daß das Hochwürdige ihr nicht heimlich zugebracht würde. So seltsam dieser Einfall auch war, und so viele Spöttereien der Prälat nebst seinen Wächtern sich darüber zuzog, so sieht man doch auf der andern Seite, in welchem Ruf sie stehen mußte, daß man sich solche Maasregeln gegen sie erlauben konnte. Ihr Vater bat sie aufs dringendste, dem Verlangen des Erzbischofs nachzugeben, vermogte aber nichts über sie.

Bisweilen hatte sie auch Anwandlungen von Stolz. Als sich einst der venetianische

Ambassadeur bei ihr zum Besuch hatte melden lassen, empfing sie ihn auf einer Art von Thron sitzend, um ihm Audienz zu geben und sein Anbringen zu hören. Als er zu ihr hinein trat und dies erblickte, drehte er sich um, und ging, ohne ein Wort zu sprechen, wieder fort. Er theilte diese Neuigkeit auch sogleich allen übrigen Gesandten am französischen Hofe mit, und keiner von ihnen kam nachher zu ihr.

Ihre Schwester, die Prinzeßin von Valois, liebte schon in ihren jüngern Jahren den Marschall von Richelieu, und diese Liebe war auch von ihrer Seite eben so heftig als beständig, wovon sie ihm unzählige Beweise gab, die ihn doch nicht abhielten, ihr alle Augenblicke untreu zu werden. Die Herzogin Charlotte von Orleans, ihre Großmutter, eine sehr tugendhafte Dame, die etwas von diesem Verständniß merkte, verbot dem Marschall, ihrer Enkelin zu nahe zu kommen, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Sie hatte zugleich ein sehr wachsames Auge auf sie, und gab ihr eine etwas ältliche Cammerfrau zur Aufseherin, die in einem Zimmer schlief, durch

welches man gehen mußte, um zu der Prinzeßin zu gelangen. Nun war alle mündliche Unterhaltung zwischen den beiden Liebenden unterbrochen, und an nächtliche Besuche durfte man nicht denken. Dennoch wußte Richelieu sich einen Weg zu ihr zu bahnen. Er stellte sich in die Cammerfrau verliebt, und brachte es durch Schmeicheleien, Geschenke und tausend Schwüre dahin, daß sie ihm endlich glaubte. Sie war trunken von ihrem Glück, den Abgott aller Schönen gefesselt zu haben, und widerstand seinen Bitten nicht lange, die in nichts geringerm bestanden, als ihm eine Nacht zu erlauben, um in ihren verblühten Reizen schwelgen zu können. Mit der Prinzeßin hatte er bereits alles verabredet. Er erschien zur bestimmten Stunde und wurde sehr zärtlich empfangen; indem er aber seiner Schönen gewiß sehr unfreiwillige Opfer brachte, trat ihre Gebieterin aus ihrem Zimmer und schien nicht wenig erstaunt, den Marschall in den Armen ihrer Duenna zu finden. Sie machte ihr die heftigsten Vorwürfe, und drohte, ihre Aufführung unverzüglich der Herzogin zu hinterbringen. Die Unglückliche fiel ihr zu Füßen und bat un-

ter Weinen und Schluchzen um Verzeihung ihres Fehlers. Diese erhielt sie endlich auch, jedoch unter der Bedingung, daß sie reinen Mund halten, und dem Umgange der Prinzeßin mit dem Marschall keine Hindernisse in den Weg legen sollte. Sie mußte das wohl versprechen, da kein anderes Mittel zur Rettung ihrer eignen Ehre übrig blieb, wiewohl sie nicht ohne den größten Schmerz an den Verlust ihres Geliebten denken konnte, da sie nur eben erst den Vorschmack der süßen Kost, an der sie sich in der Folge noch oft zu sättigen glaubte, genossen hatte; übrigens sah sie aus dem Betragen desselben sehr wohl, daß es ihm mit seinen Liebesversicherungen kein Ernst, und sie bisher blos von ihm zum Besten gehalten worden war. — Die Prinzeßin nahm den Marschall sogleich mit Hintansetzung aller Delicatesse, da er eben erst aus den Armen ihrer Kammerfrau kam, mit auf ihr Zimmer, und in der Folge hatte er ungestörten Zutritt zu ihr, ohne daß jemand bei Hofe etwas davon erfuhr.

Selbst in die Bastille, dieses sonst unzugängliche Schloß, wußte sich die Prinzeßin

einen Weg zu bahnen, als ihr Geliebter dort eingesperrt war. Sie gewann die Wache durch Geschenke und besuchte ihn sehr oft. Auf welche Art sie seine Befreiung bewirkte, haben wir bereits erzählt. — Als sie sich mit dem Herzog von Modena vermählte, und nach Italien ging, war die Trennung von ihm sehr schmerzlich; sie konnte ihn aber auch in der Entfernung nicht vergessen, schrieb die zärtlichsten Briefe an ihn, und bat ihn dringend, sie zu besuchen. Er erfüllte auch endlich ihren Wunsch, und kam als ein Büchertrödler verkleidet nach Modena, wo er den Herzog selbst einigemal sprach, ohne daß ihn dieser erkannte, und mit seiner Gemahlin sich die Zeit sehr angenehm verkürzte.

Der Sohn des Herzogs war ein unbedeutender Mensch, von dem gar nichts merkwürdiges aufzuzeichnen ist. — Der Herzog Regent starb im Jahre 1723.

Was endlich den letzten Herzog von Orleans betrift, der sich selbst umzutaufen beliebte, und den Namen Egalité annahm, so ist dessen Geschichte zu neu und zu allgemein

bekannt, als daß es nöthig wäre, etwas davon anzuführen. Sein Betragen gegen seinen König und Blutsfreund, von dessen unglücklichem Schicksal er einer der ersten Urheber war, über den er, ohne zu erröthen, selbst das Todesurtheil aussprach, und sich dadurch noch mehr als durch seine übrigen Handlungen brandmarkte, wurde selbst von denen verabscheut, die an dem Sturz der Bourbonen und der Abschaffung der Monarchie aufs eifrigste arbeiteten. Seine Absichten konnten nicht lange verborgen bleiben; er wollte mitten in der allgemeinen Gährung sich selbst auf den mit Blut gefärbten Thron schwingen, und mußte statt dessen sein ehrloses Leben unter der Guillotine aushauchen. Die ganze Nation jauchzte bei seinem Falle. — Kein Wort mehr von ihm.

Unter allen Beherrschern Frankreichs, die mit eisernem Scepter regierten, und ihre Würde als einen Freibrief zu allen Schandthaten betrachteten, zeichnet sich keiner mehr aus, als Ludwig XI. Er schien gebohren zu seyn, um alle diejenigen zu quälen, über die seine Macht sich erstreckte, und für nichts anders Sinn zu haben; und wenn er sich bisweilen zu Handlungen erhob, die eines Königs würdig waren, so geschah es nicht aus Gefühl fürs Gute, sondern entweder aus Heuchelei, oder aus irgend einer andern Nebenabsicht. Sein ganzes Leben war eine Kette von Verbrechen und Verräthereien, und sein Charakter aus einer Mischung von Arglist, Verstellung, Aberglauben und blutdürstiger Grausamkeit zusammengesetzt. Er erreichte zwar seine Absicht, keine Unterthanen, sondern Sclaven um sich zu haben, wurde aber darum nur noch mehr gehaßt und verachtet. Es ist wahr, daß er das Reich von der Tyrannei der Großen, die sich über alle Gesetze erhaben dünkten, befreite, und den Grundstein zu der unumschränkten königlichen Gewalt legte, die er und seine Nachfolger ausübten; allein dies that er nicht zum Besten der Na-

tion, sondern um sich selbst von einem höchst beschwerlichen Zwange zu befreien und seinen Schatz zu bereichern, und führte es durch Mittel aus, die sein System von Raubsucht und Unterdrückung ihm an die Hand gab, und deren sich nur ein Tyrann bedienen konnte. — Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt von ihm: „Seine Biographie ist in wenig „Worten verfaßt. Er war kein guter Sohn, „kein guter Vater, kein guter Gemahl, kein „guter Freund, kein guter Unterthan (zu „der Zeit als er noch Dauphin war), kein gu„ter König.“ Und wenn ein andrer ihn den Besten der französischen Könige nennt, so ist dies entweder eine Satyre — denn selbst als Schmeichelei wär es zu übertrieben — oder eine vorsätzliche Beschimpfung aller seiner Vorgänger und Nachfolger.

Sein Vater, Karl VII, lebte ihm zu lange, er suchte also einen Aufruhr wider ihn zu erregen, ging zuerst in das Delphinat, und dann zu dem Herzog von Burgund, dem Erbfeind seines väterlichen Hauses, der ihn auch willig aufnahm, und mit Geld unterstützte. Nun suchte er Leute zu erkaufen,

die seinen Vater durch Gift aus dem Wege räumen sollten; Karl erfuhr diese mörderischen Anschläge, nahm, aus Furcht vergiftet zu werden, keine Nahrung zu sich, und starb im eigentlichsten Verstande vor Hunger. — Nun war Ludwigs Wunsch erfüllt und er bestieg den Thron. Sein Einzug in Paris glich einer Gauklenprocession, und man kann nicht sagen, ob das Schändliche oder das Abentheuerliche desselben den Preis verdienten, um den beide zu ringen schienen. Es erschienen Figuren dabei, die an Groteskem alles übertrafen, was man bisher in dieser Art gesehen hatte. Außer den Herolden, Reisigen und übrigem Kriegsvolk, erblickte man Bacchanten und Bacchantinnen, verschiedne heidnische Gottheiten, Mädchen als Syrenen gekleidet, welche dem neuen Könige Loblieder sangen, die sämtlichen Personen die in der Passionsgeschichte vorkommen, den Heiland selbst am Kreuze, die beiden Schächer u. s. w. Mit Einem Worte, es war ein Aufzug, desjenigen vollkommen würdig, zu dessen Ehren er angestellt war.

Ludwig hatte als Dauphin Schulden gemacht, der habsüchtige Tyrann war aber weis

entfernt sie zu bezahlen, nachdem er König geworden war; er spottete vielmehr über diejenigen, die ihn an seine Obliegenheiten erinnerten, und sagte, sie wären reichlich bezahlt, wenn er sie nicht noch obendrein für ihre Bereitwilligkeit bestrafte. Er borgte auch noch als König von seinen Ministern und Hofbedienten, und wenn sie ihm kein Geld geben wollten, jagte er sie fort. Man sieht hieraus wenigstens, daß er kein übler Financier war, und sehr richtige Begriffe von dem hatte, was man heut zu Tage sonderbar genug gezwungene Anleihen nennt — eine Art von Erpressungen, die jetzt ziemlich häufig zu werden beginnen. — Auch dem Herzoge von Burgund, der ihn bei seiner Flucht als Prinz aufgenommen und ihm beträchtliche Summen vorgeschossen hatte, erstattete er nichts, und sann unaufhörlich darauf, ihm Schaden zuzufügen, und ihn in Kriege zu verwickeln, um sich von seinem Raube mästen zu können. —

In seiner Kleidung und seinem ganzen Aeußerlichen war er so schmutzig und unreinlich, daß seine eignen Hofleute sich oft schäm-

ten, und hinter seinem Rücken ihr Gespötte mit ihm trieben. — Er legte eine Menge von Steuern und Auflagen auf, von denen man bisher nichts gewußt hatte, die aber niemand, dem sein Leben oder der Rest seines Eigenthums lieb war, sich weigern durfte zu bezahlen, denn sie wurden mit der größten Strenge eingetrieben. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er zu sagen: „Frankreich ist „eine Wiese, die ich jährlich abmähe, so kurz „ich will.“ Dieser einzige Zug wäre hinlänglich, uns seinen Character zu schildern, wenn wir auch sonst nichts von ihm wüßten. — Wer erinnert sich hiebei nicht an den berüchtigten Foullon, der durch seine Räubereien während des siebenjährigen Kriegs in Deutschland die Verwünschungen von Millionen auf sich lud, und im Anfange der Revolution ein Opfer der gerechten Rache des Volks wurde, das seinen Kopf unter lautem Jubel auf einer Pike herumtrug? Er hatte nämlich zum Könige, Ludwig XVI, als dieser über die Unordnung in den Finanzen und über Mangel an Geld klagte, gesagt: „Sie „müssen Paris mähen lassen, wie eine große „Wiese.“ Wenigstens werden ihm diese

Worte in den Mund gelegt, ungeachtet sie auf tausend andre seines Gelichters, und die in gleicher Verdammniß mit ihm waren, eben so gut passen.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, fing unter dem Vorwand, dem zu Boden gedrückten Adel Frankreichs wieder zu seinen Rechten zu verhelfen, einen Krieg mit Ludwigen an, und die vornehmsten Vasallen desselben verbanden sich mit ihm. Allein Krieg war Ludwigs Sache nicht, der nur durch Trug und Ränke zu siegen und Vortheile zu erlangen wußte. Es kam zwar zu einer Schlacht, die aber nichts entschied, und der König erkaufte mit einer beträchtlichen Summe den Frieden. Es war aber seine Meinung nicht, Karln im ungestörten Genuße desselben zu lassen; im Gegentheil, nun fing er seine heimlichen Machinationen erst an. Er ließ durch seine Anhänger eine Verschwörung in Lüttich anstiften, und die Einwohner dieser Stadt bereden, sich gegen den Herzog zu empören, und ihm den Gehorsam aufzukündigen — dies war ein Streich, von dem er sich große Vortheile und den gänz-

lichen Untergang seines Feindes versprach. Während dieser Zeit lud der Herzog den König zu einer Zusammenkunft in Peronne ein, um die noch streitigen Punkte zwischen ihnen auszugleichen, und dieser kam auch. Indem sie aber in den Unterhandlungen begriffen waren, brach der Aufruhr in Lüttich aus — früher als es nach Ludwigs Meinung geschehen sollte — und die Verschwornen machten gar kein Geheimniß daraus, daß der König der wahre Urheber desselben wäre. Bei der ersten Nachricht davon gerieth Karl in eine schreckliche Wut, er ließ Ludwigen sogleich in einen Thurm werfen, und sprach anfangs von nichts geringerm, als ihn hinrichten zu lassen. Nach und nach legte sich jedoch sein Zorn, und der König wußte sich durch Bitten, Versprechungen, und vermittelst nochmaliger Aufopferung einer großen Summe Geldes Leben und Freiheit zu erkaufen. Der Herzog schrieb ihm aber außerdem noch andre Bedingungen vor, zu deren Erfüllung er sich genöthigt sah, und worunter unstreitig die schimpflichste die war, daß er selbst mit Karln nach Lüttich ziehen mußte, um die Empörung zu dämpfen, und seine eignen Anhänger zu

bekriegen. Er that es wirklich, so schwer es ihm auch ankommen mogte. Bei seiner Zurückkunft nach Paris und noch lange nachher schrieen alle Elstern in dieser Stadt: Peronne, Peronne. Die Einwohner hatten ihnen dieses Wort gelehrt, um ihren Monarchen zu verspotten, und ihm einen Ort unaufhörlich ins Gedächtniß zurückzurufen, wo es ihm so schlimm gegangen war. Ludwig, dieses Geschreis überdrüßig, ließ alle Elstern, deren er habhaft werden konnte, aufgreifen und umbringen.

Um den Stolz der Großen demüthigen und ihre Güter einziehen zu können, mußten ihnen Verbrechen aufgebürdet werden, an die sie oft nicht gedacht hatten, und das Ende des Processes, sie mogten nun schuldig oder unschuldig befunden werden, war allemal ihre Hinrichtung. Die schändlichen Gehülfen seiner Tyrannei strengten sogar ihre Erfindungskraft an, neue Todesarten zu ersinnen, um die Schlachtopfer der Grausamkeit ihres Gebieters martern zu können. Wahr ist es freilich, daß die häufigen Empörungen gegen den König ihn nöthigten, Strenge zu

gebrauchen; allein sein vorheriges Betragen, seine Ungerechtigkeit und Unterdrückungssucht, hatte erst diese Empörungen veranlaßt. — Als der Herzog von Nemours mit dem Beile hingerichtet wurde, beging man die unerhörte Grausamkeit, seine Kinder ganz weis gekleidet auf das Schaffot zu führen. Sie mußten diese schreckliche Scene mit ansehen, und man stellte sie so nahe, daß, als man den Kopf von dem Körper trennte, sie selbst und ihre Kleider überall von dem Blute ihres Vaters bespritzt wurden — Dies Trauerspiel wurde im Jahre 1477 den vierten August aufgeführt. —

Da Ludwig seines eignen Vaters nicht geschont hatte, so war es kein Wunder, daß auch sein Bruder Karl als ein Opfer seines Blutdursts fallen mußte. Er war ihm schon lange gehäßig gewesen, nachdem aber Karl seiner eignen Sicherheit wegen sich mit dem Herzoge von Burgund gegen ihn verbunden hatte, suchte er ihn heimlich aus dem Wege zu räumen. Er mußte ihm zwar die Normandie einräumen, entriß sie ihm aber bald wieder, und machte ihn einige Zeit darauf

zum Herzog von Guienne, ohne jedoch seine Absichten aus dem Gesichte zu verlieren. Lange war Karl den Nachstellungen seines Bruders entgangen, endlich aber starb er an Gift, den ein Mönch, sein Beichtvater, ihm beigebracht hatte, welcher vom Könige zu dieser Schandthat erkauft worden war.

Nichts aber übertrift an Grausamkeit das, was Ludwig gewöhnlich seine schleunige Gerechtigkeitspflege nennte, was aber vielmehr den Namen einer königlichen Meuchelmörderei verdiente, weil es hier nicht auf Verbrechen, Untersuchung, Proceß und Urtheil, sondern einzig und allein auf einen Wink ankam. Damit hatte es folgende Bewandniß: Sein treuster Freund und Diener, sein unzertrennlicher Gefährte und Gehülfe in allen seinen Anschlägen war ein gewisser Tristan, mit dem Beinamen, der Einsiedler. Einige Schriftsteller machen diesen Mann zu einer Magistratsperson, zu einem Richter, andere nennen ihn den Oberprofos, noch andere den Vollstrecker der geheimen Befehle des Königs. Diese letzten kommen der Sache am nächsten; im Grunde aber war er nichts

als ein Henker, der durch die Pünktlichkeit, mit welcher er die Befehle seines Herrn ausrichtete, sich das Vertrauen und die Liebe desselben erworben hatte. Wenn Ludwig jemanden sah, den er aus der Welt geschaft haben wollte, so gab er dem Tristan einen gewissen Wink, den dieser allein verstand, und worauf er sogleich Anstalt machte, sich des bezeichneten Opfers zu bemächtigen. Hielt der König sich in Paris auf, so war das Loos eines solchen Unglücklichen gewöhnlich, daß Tristan ihn in einen Sack steckte und in die Seine warf; war er anderwärts, so wußte Tristan ebenfalls Mittel, sich seines Auftrags zu entledigen. Nie entging ihm einer von denen, die Ludwig der schnellen Gerechtigkeit überliefert wissen wollte, und Tausende fielen während dessen Regierung als Schlachtopfer dieser beispiellosen Barbarei.

Einst beging er Trotz seiner Scharfsicht doch einen Irrthum, der denjenigen, auf dessen Untergang es abgesehen war, zwar rettete, aber einem ganz Unschuldigen das Leben kostete. Der König hielt offene Tafel. Un-

ter vielen andern, die ihn speisen sahen, war auch ein Mönch und ein Hauptmann gegenwärtig. Bei solchen Gelegenheiten pflegte Ludwig die Anwesenden mit den Augen zu mustern, um zu sehen, ob er nicht jemanden entdecken könnte, auf den er einen heimlichen Groll hatte. Tristan, der ihn nie aus dem Gesicht verlohr, erhielt jetzt den verabredeten Wink, der statt des Todesurtheils diente, und zweifelte, nach der Bewegung, die der König machte, nicht, daß der Mönch damit gemeint sei. Der Hauptmann, der Verdacht schöpfte, entfernte sich schnell, warf sich auf sein Pferd, und jagte spornstreichs aus Paris. Tristan bekümmerte sich nicht um ihn. Kaum aber verließ der Mönch, in Ansehung dessen er schon seine Maasregeln getroffen hatte, das Zimmer, so eilte er ihm nach, ergrif ihn, steckte ihn in einen Sack, und warf ihn in die Seine. Zwei Tage darauf war der König sehr verdrüßlich, zürnte mit Tristan, und machte ihm Vorwürfe, daß er seinen Befehl so schlecht ausgerichtet habe. Dieser behauptete, er sei pünktlich vollzogen — und nun entspann sich ein sonderbares Gespräch zwischen ihm und seinem Gebieter.

Ludwig. Wie kann er vollzogen seyn, da ich gewisse Nachrichten vom Gegentheil habe?

Tristan. Sie sind falsch, Sire; ich schwöre Ihnen, unser Mann ist in Sicherheit. (Dies war sein Ausdruck, wenn er jemanden ins Reich der Todten befördert hatte.) Er wird nie wiederkommen.

Ludwig. Man hat ihn ja gestern in Amiens gesehen.

Tristan. Das kann nicht seyn; wohl aber in Rouen, wenn er dort angeschwommen ist.

Ludwig. Angeschwommen! Ich sage Dir, er ist lebendig und gesund.

Tristan. So müßte er ein Hexenmeister seyn. Wohl möglich — der Henker traue den Mönchen!

Ludwig. Den Mönchen! Hast Du den Mönch ersäuft?

Tristan. Allerdings, auf Ihren Befehl.

Ludwig. Dummkopf! den Hauptmann meint' ich — Der Mönch hat mir nie etwas zu Leide gethan, und jener ist uns nun entwischt.

Tristan verstummte. Es war das erstemal, daß er sein Amt so schlecht verwaltet hätte. — Diese Geschichte dient wenigstens dazu, uns einen Begrif zu geben, auf welche Weise Seine Allerchristlichste Majestät die Gerechtigkeit in der Reihe zu handhaben pflegten.

Ludwigs Geschmack an den schönen Künsten erhellt unter andern daraus, daß er Concerte von Schweinen veranstalten ließ. Es wurden nämlich dergleichen Thiere von verschiednem Alter in einen Stall zusammen gesperrt, und mit Stöcken, an welchen Stacheln befestigt waren, zum Grunzen gereizt, da dann der König sich über die Verschiedenheit der Töne, die sie von sich gaben, und über ihre sonoren Stimmen sehr ergötzte. — So belustigte er sich auch, wenn er krank war, damit, daß er in seinen Zimmern Jagden von jungen Hunden und Ratten anstellen ließ,

weil er, wie er zu sagen pflegte, doch einen königlichen Zeitvertreib haben müßte. — So sonderbar er in allen seinen Handlungen war, so war er es auch in der Wahl seiner Minister. Er gab weisen und verdienten Männern den Abschied, und ihre Stellen nichtswürdigen, unwissenden Geschöpfen, oder Bösewichtern. Seinen Barbier, le Daim, machte er zum Minister, einen Schneider zum Herold u. s. w. Le Daim wurde unter seinem Nachfolger, Karl VIII, seiner Verbrechen wegen, gehangen.

So ein großer Tyrann Ludwig übrigens war, so war er doch ein Sclav seines Arztes. Dieser hatte eine unumschränkte Gewalt über ihn, und konnte ihm die größten Bitterkeiten sagen, ohne daß d e König ihn seinen Zorn empfinden ließ — er überhäufte ihn im Gegentheil mit Geschenken und Gnadenbezeugungen. Dies würde freilich nicht geschehen seyn, wenn jener sich nicht einer List bedient hätte, um sich unentbehrlich zu machen, und zu verhüten, daß er nicht in Ungnade fiele; er hatte ihm nämlich gesagt, er hätte aus den Gestirnen gesehen, daß der

König, wenn er ihm einst seinen Abschied gäbe, dann nicht länger als noch acht Tage leben würde — und nun war nichts vermögend, das Ansehen, in dem er bei dem Monarchen stand, zu schwächen. Denn dieser hatte, außer seinem Hange zum Aberglauben, eine solche Furcht vor dem Tode, wie sie vielleicht wenigen Sterblichen zu Theil geworden ist. Sie war so übertrieben und kindisch, daß man sagen könnte, sie sei in Wahnwitz ausgeartet. Wenn er ernstlich krank war, verbot er nicht nur allen seinen Hofleuten bei schwerer Strafe, vom Tode zu sprechen, sondern ließ auch die Fenster und Thüren seines Pallasts verwahren und zuschließen, damit der Tod nicht an ihn kommen könnte. Zu solchen Thorheiten verleitete ihn die Angst, diese Welt verlassen zu müssen — eine noch zu geringe Strafe für seine zahllosen Schandthaten! — In seiner letzten Krankheit verlangte er, daß die Nonnen eines gewissen Klosters, die in besonderm Ruf der Frömmigkeit standen, für ihn beten sollten. Man sagte ihm, daß dies bereits geschähe, und daß die Nonnen nicht allein seine Wiederherstellung, sondern auch das Heil seiner Seele zum Gegenstand ihres

Ge-

Gebets machten. Er antwortete, man müsse den Himmel nicht mit zu vielen Bitten auf einmal bestürmen, sie sollten daher das letzte weglassen, und blos seine Gesundheit von Gott erflehen. Alle Heiligthümer und Reliquien, deren er nur habhaft werden konnte, ließ er zusammen holen, in der Hofnung, durch ihre Kraft die Verlängerung seines Lebens zu bewirken; sie fruchteten aber so wenig als alle übrigen Mittel, und er starb am dreißigsten August des Jahrs 1483.

Daß die wichtigsten Veränderungen in den Staaten größtentheils durch Weiber und Pfaffen bewirkt wurden; daß sie es waren, welche den Umsturz der blühendsten Reiche bewirkten, oder sie wenigstens so erniedrigten, daß sie, die ehemals als Sterne der ersten Größe am politischen Horizonte schimmerten, sich von ihren Nachbarn Gesetze vorschreiben lassen mußten; daß Liebe und Ehrgeiz die Haupttriebfedern der Cabalen waren, welche zu dem Ende angesponnen wurden — dies alles sind längst bekannte Wahrheiten. Auch

Frankreich liefert von den ältesten Zeiten der Monarchie an, bis auf die neuesten herab, sattsame Belege dazu. Hier einer derselben aus den Zeiten Franz des Ersten.

Man weiß, daß der Connetable von Frankreich, Karl von Bourbon, an seinem Herrn zum Verräther ward, die Parthei seiner Feinde nahm, und die Waffen gegen ihn führte. Die Geschichte erzählt uns die Veranlassung dieses Schritts; allein vielleicht nur wenigen unsrer Leser werden einige Nebenumstände, die sich dabei ereigneten, bekannt seyn. — Die Herzogin Louise von Angouleme, Mutter Franz des Ersten, hatte einen unversöhnlichen Haß auf alles geworfen, was den Namen Bourbon führte, und zu diesem Hause gehörte. Indessen waren doch die Verdienste des Connetable um sein Vaterland zu bewährt, und sein Ruhm zu groß, als daß sie es hätte wagen dürfen, sich offenbare Feindseligkeiten gegen ihn zu erlauben, zumal da es ihr an Beweisen fehlte, um eine Anklage zu begründen. Allein vermittelst der Gewalt, die sie über ihren Sohn hatte, wußte sie ihm doch in geheim so viele

Kränkungen zuzufügen, indem sie ihn zugleich bei dem König verdächtig zu machen suchte, daß er mehr durch diese heimlichen Anschwärzungen litt, als es geschehen seyn würde, wenn sie einen unmittelbaren Angrif auf ihn gethan hätte. Schon damals suchten Frankreichs Feinde und die Spione Karls V, die sich stets in Paris aufhielten, ihn zu bereden, die Parthei des Kaisers zu ergreifen, und seine Dienste nicht länger dem undankbaren Fürsten zu widmen, der sie so schlecht belohne. Sie kannten die Wichtigkeit des Mannes, den sie zu verführen suchten, zu gut, als daß sie nicht alle mögliche Ueberredungsgründe angewendet hätten. Er gab ihnen jedoch kein Gehör, entfernte sich aber, um nicht neuen Beleidigungen und Verdrüßlichkeiten ausgesetzt zu seyn, vom Hofe, und erschien nur dann daselbst, wenn seine Gegenwart unumgänglich nothwendig schien.

Auf einmal veränderte sich die Scene. Die Gemahlin des Connetable starb, und die Herzogin von Angouleme, die trotz ihres Hasses vielleicht längst bemerkt hatte, daß er

ein schöner Mann sei, machte nun abermals die Bemerkung, daß dieser schöne Mann jetzt frei, und jede Dame, die sein Herz und seine Hand erobern könne, zu beneiden sei. Sein Bild schwebte jetzt öfter als sonst vor ihrer Seele, sie gewöhnte sich daran, es ohne Widerwillen zu betrachten; bald gestand sie, daß sie ihm Unrecht gethan hätte, und eine Stimme in ihrem Innern sprach sehr zu seinem Vortheil. Endlich verwandelte sich ihr Haß in die feurigste Liebe, und da, ihres reifen Alters ungeachtet, diese zärtliche Leidenschaft noch große Gewalt über ihr Herz hatte, und sie weit entfernt war, den Ansprüchen auf die Huldigungen des andern Geschlechts zu entsagen, so überließ sie sich ganz den süßen Träumen und Hofnungen einer freudevollen Zukunft. Daß er ihr vor allen andern Frauenzimmern den Vorzug einräumen und sich glücklich schätzen würde, ihre Hand zu erhalten, so bald er nur von ihrer Bereitwilligkeit, die Seinige zu werden, unterrichtet wäre, daran zweifelte sie keinen Augenblick; die Schwierigkeit bestand nur darin, ihn von der Veränderung ihrer Gesinnungen gegen ihn so zu überzeugen, daß er nicht irgend einen

neuen feindseligen Anschlag darunter verborgen glaubte. Sie bereute es jetzt herzlich, ihm so viele Ursache, sich über sie zu beklagen, gegeben zu haben, schämte sich ihrer blinden Wut, die ihm so viele Verfolgungen und Kränkungen zugezogen hatte, und beschloß, kein Mittel unversucht zu lassen, um eine Aussöhnung mit ihm zu bewirken.

Sie vertraute sich einem ihrer Freunde, der ihr in allen ihren Anschlägen hülfreiche Hand leistete, und auch diesmal ihr seinen ganzen Beistand versprach, ohne jedoch die Ehre seiner Gebieterin aufs Spiel zu setzen, welches sie ihm vorzüglich zur Pflicht machte. Er begab sich zu dem Connetable, und suchte ihn zu bereden, daß er wieder wie sonst bei Hofe erscheinen möchte; dieser schlug es aber aus, mit dem Zusatz, daß ein Ort, wo ihm so viele Uebel widerfahren wären, keine Reize mehr für ihn habe. Jener suchte seinen Ehrgeiz dadurch rege zu machen, daß er ihm versicherte, man vermisse dort seine Gegenwart, erhielt aber zur Antwort, daß er dies sehr gern glaube, weil man jetzt niemanden daselbst habe, an dem man seine Tücke so aus-

lassen könne, wie an ihm. Trotz dieser Weigerung ward man nicht müde ihn zu bestürmen, und wiederholte kurze Zeit darauf die nämlichen Versuche. Um ihn in seinem Vorsatz wankend zu machen, entdeckte man ihm endlich, daß sich eine Person gefunden hätte, die ihm nicht allein vollkommnen Schutz gegen alle Angriffe seiner Feinde zusichere, sondern sich's auch zur Pflicht mache, alles das Böse, was er erduldet hätte, wieder gut zu machen. Der Connetable versetzte, daß sie sehr mächtig seyn müsse, wenn sie es mit seinen Verfolgern aufnehmen wolle, und daß er sich nicht entschließen könne, von ihren gütigen Gesinnungen gegen ihn Gebrauch zu machen.

Noch gab er den Aufforderungen, die man an ihn gelangen ließ, nicht nach, indessen hatten diese letzten Reden ihn doch aufmerksam gemacht, und seine Neugierde erregt. Er rieth hin und her, wer dieser neue großmüthige Beschützer seyn möchte, und fiel endlich mit seinen Muthmaßungen auf den König selbst. Zwar dünkte ihn dieses verschiedener andrer Umstände wegen wieder sehr

unwahrscheinlich, und doch kam er immer wieder auf ihn zurück, weil sich die Ausdrücke desjenigen, der ihm diese Entdeckung mitgetheilt hatte, fast auf keine andre Person anwenden ließen. Da der Abgeschickte der Herzogin ein großes Geheimniß aus dem Namen derselben gemacht hatte, so bestärkte ihn dies nur noch mehr in seiner Meinung. Als daher jenes Verlangen erneuert wurde, entschloß er sich, ihm Gehör zu geben, mehr aus Begierde das Räthsel zu lösen, und sich Gewißheit zu verschaffen, als aus Vertrauen auf die ihm gethanen Versprechungen. — Er ging nach Hofe, wurde nicht nur sehr freundlich aufgenommen, sondern erhielt auch wiederholte Beweise der seinen Verdiensten gebührenden Achtung, welche man ihm sonst geflissentlich zu entziehen gesucht hatte. Bis hieher war alles in Erfüllung gegangen, womit man ihm geschmeichelt hatte, aber noch immer kannte er seinen geheimen Gönner nicht, und fürchtete, dies alles möchten nur Schlingen seyn, um ihn ins Verderben zu stürzen. Er hatte Erfahrungen genug von der Unbeständigkeit der Hofgunst gemacht, und

sein Mißtrauen war zu groß, als daß es sich so leicht hätte sollen besiegen lassen.

Die Herzogin freute sich indessen nicht wenig, daß der erste Schritt zu dem Ziele, auf das sie lossteuerte, gethan war. Sie hofte es bald zu erreichen, und nur ihr Stolz hielt sie ab, alle Delicatesse bei Seite zu setzen, und dem Connetable ihre Liebe zu erklären. Ob sie sich nun gleich hierin Zwang anthat, so versäumte sie doch kein Mittel, von dem sie sich einigen Erfolg versprach. Sie ließ durch ihren Vertrauten Karln ausforschen, ob er sich nicht wieder zu vermählen gedächte. Diesem kam die Frage sonderbar vor, und er konnte sie weder bejahen noch verneinen, da er bis jetzt noch keinen Gegenstand gefunden hatte, der ihm seiner Neigung vorzüglich würdig schien. Bei einer dieser Unterredungen aber vergaß sich der Bevollmächtigte der Herzogin so, daß der Connetable erfuhr, die Person, die sich in geheim so sehr für ihn interessire, sei ein Frauenzimmer. Zwar suchte jener sein Versehen sogleich wieder zu verbessern, verwirrte sich aber immer mehr in seinen Reden, und Karln blieb in diesem

Punkte kein Zweifel mehr übrig. Desto weniger konnte er aber errathen, wer die Dame seyn möchte, die ihn ihrer Gunst würdigte, und er verlohr sich in Muthmaßungen, ohne zu einiger Gewißheit gelangen zu können.

Die Ungeduld der Herzogin, diese ihr so wichtige Sache zu beendigen, wuchs von Tage zu Tage, und da sie jetzt den Gegenstand ihrer Wünsche immer vor Augen hatte, so erhielt ihre Liebe stets neue Nahrung. Bei einem großen Feste, das der König gab, und wozu der Connetable auch eingeladen war, überhäufte sie ihn mit Höflichkeiten und Gnadenbezeugungen, suchte jede Gelegenheit auf, sich mit ihm zu unterhalten, und sagte ihm, daß, wenn ehemals einiger Groll gegen ihn in ihrem Herzen gewesen wäre, jetzt so gar das Andenken daran bei ihr verschwunden sei, und sie wünsche nichts mehr, als von seiner Seite einer ähnlichen Vergessenheit des Vergangenen versichert zu seyn. Karl war sehr erstaunt über diese Veränderung ihrer Gesinnungen, ohne sich den Grund derselben erklären zu können, und zugleich ohne den süßen Worten, die ihm dieselbe ankündigten, unbe-

dingten Glauben beizumessen; er war jedoch viel zu galant, um ihr davon etwas merken zu lassen, und gab ihr eine Antwort, die sie vollkommen zufrieden stellte.

Während des Festes führte sein angeblicher Freund, Louisens Vertrauter, ihn in ein entferntes Zimmer, und entdeckte ihm mit vielen Umschweifen und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, daß eine Dame von hohem Range von seinen Tugenden und Verdiensten so eingenommen sei, daß sie sich entschlossen habe, sich durch ein unauflösliches Band mit ihm zu verknüpfen, und daß es jetzt nur auf ihn ankomme, sein Glück so zu befestigen, daß er allen Widerwärtigkeiten Trotz bieten könne. Auf die Frage, wer diese Dame sei, entschuldigte sich jener, daß es ihm noch nicht erlaubt wäre, sie zu nennen, und ein fürchterlicher Eid ihn zum Stillschweigen verbände. — „Was will man also von mir?“ erwiederte der Connetable; „soll ich mich vielleicht vermählen, ohne diejenige zu kennen, die mir die Ehre erzeigt, mir ihre Hand zu geben? Ich kann mich nicht eher erklären, bis ich davon unterrichtet

bin. Mir scheint es überhaupt, als wolle man mich in eine Intrike verwickeln, deren Absicht ich nicht ergründen kann. Ich verstehe mich auf den Degen, aber nicht auf dergleichen Händel, und bin weder jung noch unbesonnen genug, mich mit denselben zu befassen.“ — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Der Endzweck dieser Unterredung, welche die Herzogin, die sich in einem Nebenzimmer aufhielt und alles mit anhörte, veranstaltet hatte, war also nicht erreicht; denn sie hatte gewünscht, der Connetable sollte errathen, daß sie selbst diese Dame sei, und sich sogleich zu einer Verbindung mit ihr bereitwillig erklären — dem ungeachtet gab sie ihren Vorsatz nicht auf.

Wahr ist es, Karl hatte von dem Augenblicke an, da ihm jener Antrag gemacht wurde, einige dunkle Ahnungen von dem Glücke, das man ihm zudachte, und daß die Herzogin selbst die Person sei, die ihm ein Geschenk mit ihrer Hand machen wolle — er hütete sich aber wohl, sich das geringste davon merken zu lassen. — Einige Tage darauf erhielt er ein Billet, worin er gebeten wurde,

sich um eilf Uhr des Abends an einem bestimmten Platz in einem Garten in der Vorstadt St. Germain einzufinden, aber ohne Begleitung. Man gab ihm zugleich die heiligsten Versicherungen, daß ihm nichts Böses widerfahren solle, und erlaubte ihm daher, sich mit Waffen zu versehen. Karl, der keine Furcht kannte, und auf den Ausgang dieses Abentheuers begierig war, stellte sich pünktlich ein. Er fand vier Vermummte bereits auf ihn warten, die ihn mit vieler Ehrerbietung empfingen, und von welchen der eine ihm nochmals versicherte, daß er nicht das geringste für sein Leben zu befürchten hätte. Man bat ihn hierauf, in einen in Bereitschaft stehenden Wagen zu steigen, und wollte ihm die Augen verbinden. Hierzu verstand sich aber der Connetable durchaus nicht, und betheuerte, daß er keinen Fuß von der Stelle setzen würde, wenn man darauf beharrte. Sie ließen ihm endlich in diesem Stück seinen Willen, trugen aber Sorge, daß der Wagen von allen Seiten so fest zugemacht wurde, daß man nicht heraussehen konnte. So bald dies geschehen war und seine Begleiter sich zu ihm hineingesetzt hatten, rollte er fort,

und machte, wie der Herzog leicht merkte, unzählige Krümmungen und Umwege, ehe er an den Ort seiner Bestimmung gelangte.

Nach Verfluß einer reichlichen Stunde hielt er still. Einer seiner Begleiter stieg aus und ließ den Connetable mit den übrigen allein. Nachdem der erste zurückgekommen war, bat er diesen, ihm zu folgen. Karl hatte während der ganzen Fahrt keine einzige Frage an seine Begleiter gethan, um von ihnen zu erforschen, wohin man ihn führe, denn da man so geheimnißvoll dabei zu Werke ging, so konnte er leicht den Schluß machen, daß er keine befriedigende Antwort erhalten würde; allein er hatte sich vorgenommen, beim Aussteigen alle Gegenstände genau ins Auge zu fassen, um wo möglich zu entdecken, in welcher Gegend oder Straße von Paris er sich befände. Doch auch hierin hatte man die genauste Vorsicht angewendet. Der Wagen hielt im Innern eines Hofs, wo eine solche undurchdringliche Dunkelheit herrschte, daß er ohne den Beistand seines Führers keinen Schritt vorwärts hätte thun können. Dieser leitete ihn an der Hand über den Hof,

eine Treppe hinauf, durch verschiedene Säle und Gallerieen, ohne daß nur der kleinste Schimmer des Lichts ihren Pfad erhellte. Die Finsterniß konnte nur mit der todten, durch keinen Laut unterbrochnen Stille verglichen werden, die sie umgab — es schien als ob sie unter Gräbern wallten. Endlich öfnete sein Begleiter die Thür eines Zimmers, winkte dem Connetable, hinein zu treten, und begab sich weg.

Karl sah sich in dem Gemach um, das anständig aber nicht prächtig meublirt und nur schwach erleuchtet war. Eine Lampe, die an der Decke befestigt war, und sehr hoch hing, verbreitete ein düstres Licht in demselben; die Fenster waren von außen durch Läden verschlossen. Er setzte sich in Erwartung, was aus diesem Abentheuer werden würde, in einen Lehnstuhl, und nahm, um auf alle Fälle gefaßt zu seyn, seinen Degen in die Hand, wiewohl er im Grunde nicht glaubte, daß er ihn nöthig haben würde, weil alles was ihm widerfahren war, völlig den Anschein eines verliebten Rendezvous hatte, das seine unbekannte Gönnerin ihm geben wollte.

— Nach einiger Zeit öfnete sich eine verborgne Thür in der Tapetenwand, und eine Dame im Neglige aber geschmackvoll gekleidet, und mit einer Maske vor dem Gesicht, trat hinein. Karl grüßte sie sehr ehrerbietig, sie erwiederte es, und sagte zugleich, daß, wenn er aus irgend einiger Besorgniß seinen Degen zur Hand genommen hätte, er diese fahren lassen könne, da er hier in völliger Sicherheit wäre. Der Connetable, einer der galantesten Ritter seiner Zeit, überreichte ihr denselben, zum Beweis seines unbeschränkten Vertrauens, sie nahm ihn aber nicht an. Die Dame sprach während der ganzen Unterredung italienisch, und er, der anfangs französisch gesprochen hatte, bediente sich nun ebenfalls jener Sprache. Sie redete mit Vorsatz ziemlich leise, und der Herzog merkte, daß sie ihre Sprache verstellte, so viele Mühe sie sich auch gab, dies zu verbergen und natürlich zu scheinen. Er strengte nun seine ganze Aufmerksamkeit an, um zu erforschen, wer die Schöne sei, und glaubte sich, nach einigen angestellten Beobachtungen, nicht zu irren, wenn er sie für die Herzogin von Angouleme selbst hielt. Sein Triumph war

nun vollkommen, ohne daß er jedoch Lust gehabt hätte, sich desselben auf eine solche Art zu bedienen, wie sie erwartet und gewünscht hatte.

Die ganze Unterredung zu erzählen würde zu weitläuftig seyn. Es lief von Seiten der Dame alles darauf hinaus, seine Meinung über eine Verbindung zu erforschen, die, wie sie behauptete, keinen andern Zweck hätte, als ihn glücklich zu machen, und durch ihn glücklich zu werden. Der Connetable schien entzückt über die Aussichten, die man ihm eröfnete, und wünschte nichts mehr, als einen Wink zu erhalten, wem er seinen Dank und seine Huldigung darbringen sollte, indem er nicht zweifelte, daß sein Herz dem ehrenvollen Antrage, dessen man ihn würdigte, völligen Beifall geben würde. Ehe dies aber nicht geschähe, setzte er hinzu, könne er sich zu nichts anheischig machen, da die Verfolgungen, denen er ausgesetzt gewesen wäre, ihn mit Mißtrauen erfüllt hätten, und er nicht Gefahr laufen wolle, an einem Hofe, wo die Verstellung sich so oft in das ehrwürdige Gewand der Wahrheit hülle, und die Falsch-

heit

heit herrschend sei, zum Gespötte seiner Feinde zu werden. Dabei blieb er auch, ungeachtet aller Versicherungen, daß er in dieser Angelegenheit weder Hinterlist noch Täuschung zu befürchten hätte. So wenig die Dame mit diesem Entschlusse zufrieden schien, so war sie doch durch den verbindlichen und beinahe zärtlichen Ton, mit dem er dies alles vorbrachte, völlig wieder besänftigt; sie drang nicht weiter in ihn, und versprach ihm, daß er bestimmtere Nachrichten erhalten sollte. — Uebrigens ging es bei dieser Zusammenkunft sehr züchtig und ehrbar zu, wiewohl es nur auf den Connetable ankam, wie er wohl merkte, sich aller der Freiheiten zu bedienen, wozu die Dunkelheit und die Stille der Nacht ihn einluden, und seine Gesellschafterin zu überzeugen, daß es ihm, wenn auch an gutem Willen, doch nicht an Fähigkeit, sich zu vermählen, mangle; denn diese schoß sehr zärtliche Blicke auf ihn, nahm ein schmachtendes liebeathmendes Wesen an, und schien nur den Augenblick zu erwarten, wenn er in ihre Arme sinken würde, um ihm dieselben zu öffnen. — Nachdem diese Unterredung ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, entließ sie

ihn, und er wurde auf die nämliche Art wieder zurückgebracht, wie er gekommen war.

Die Absichten, welche die Herzogin bei dieser geheimnißvollen Zusammenkunft hatte, kann man sich nur aus ihrem Charakter erklären. Ihre Ideen hatten von je her einen sehr romanhaften Schwung genommen; sie besaß von Natur ein sehr zärtliches Herz, hatte schon manches verliebte Abentheuer bestanden, aber immer mußte es mit etwas Ungewöhnlichem, mit irgend einer Verwickelung verknüpft seyn, wenn sie Geschmack daran finden sollte. Drachen und Riesen gab es zwar nicht zu bekämpfen, auch hatte sich noch niemand gefunden, der sie entführen wollte, sie hätte also gern ihre Liebhaber selbst entführt, wenn diese ihr hätten Gelegenheit dazu geben wollen. Der Ton der Galanterie, der in den damaligen Zeiten herrschte, war ohnehin ein wenig geschraubt, sie fand ihn aber doch immer noch zu natürlich, und in ihren jüngern Jahren war es ihr weit angenehmer gewesen, durch tausend Krümmungen zu ihrem Ziel zu gelangen, als auf dem geraden Wege. Trotz ihrer Eigenliebe mußte sie sich

freilich selbst gestehen, daß sie bei ihrer jetzigen Liebschaft nicht so viel Zeit zu verlieren hätte als sonst, und daß sie nur genießen, nicht aber die Versüßung des Genusses durch Aufopferung kostbarer Augenblicke erkaufen müsse. Indessen konnte sie sich doch nicht entschließen, so ganz ohne Umschweife zu Werke zu gehen; sie glaubte sich zu verjüngen, wenn sie wieder eine Rolle spielte, in der sie sich ehemals so sehr gefallen hatte, und dies war die Ursache ihres Benehmens. Hierzu kam, daß sie ungeachtet der Dunkelheit des Zimmers, ihrer Maske und verstellten Sprache, hoffte und wünschte, von ihrem Geliebten erkannt zu werden, da sie alsdann nichts geringeres erwartete, als daß er berauscht von seinem Glück zu ihren Füßen sinken, ihr seinen Dank stammeln, und ewige Liebe und Treue ihr schwören würde. Endlich — und das war vielleicht keiner ihrer kleinsten Bewegungsgründe — glaubte sie bei dieser Zusammenkunft einige Befriedigung für ihre Sinnlichkeit zu finden. Wiewohl nun nichts von diesem allen geschah, so war sie doch nicht ganz unzufrieden mit diesem Rendezvous, besonders da sie noch immer in

der festen Meinung stand, daß der Connetable, sobald er nur den Werth der Eroberung, die er gemacht hatte, würde haben kennen lernen, unverzüglich ihre Wünsche befriedigen würde.

Einige Tage verstrichen, während welchen sie mit Ungeduld erwartete, ob der Herzog nicht als Resultat jener Unterredung einen Schritt thun würde, den sie zu ihrem Vortheil auslegen könne. Es erfolgte nichts, denn dieser hatte bereits seinen Entschluß gefaßt. Nach Verfluß dieser Zeit zog ihr Vertrauter den Herzog eines Abends wieder bei Seite, und fing an, von der nämlichen Materie mit ihm zu sprechen. Dieser fiel ihm aber bald Anfangs in die Rede, und sagte ihm, daß er sich seinetwegen keine Mühe ferner geben sollte, indem er nach reifer Ueberlegung fest beschlossen hätte, sich gar nicht wieder zu vermählen. Jener erwiederte, daß, wenn er erführe, von welchem Range und Ansehen diejenige wäre, die zu einer Verbindung mit ihm geneigt sei, er wahrscheinlich seine Meinung ändern würde. — „Ich würde sie nicht ändern," sagte

Karl, „und wenn es des Königs Mutter selbst wäre.“ — „Wenn es aber diese wäre?“ versetzte jener — „ich bin sogar jetzt bevollmächtigt, Ihnen zu entdecken, daß es diese Prinzessin ist.“ — „So sagen Sie ihr,“ antwortete Karl stolz, „daß ich nicht Lust habe, mich unter das Joch eines Weibes zu schmiegen, das bereits ihren Sohn und durch ihn das Reich beherrscht, das aber, damit noch nicht zufrieden, auch über mich ihre usurpirte Macht ausdehnen will; das mich so lange mit der schwärzesten Bosheit verfolgt hat, und nun alles gut zu machen, vielleicht noch obendrein Ansprüche auf meine Dankbarkeit sich zu erwerben glaubt, wenn sie mir die Ehre erzeigt, meine Gemahlin zu werden — eine Verbindung, wovon der Genuß und die Vortheile blos auf ihrer Seite seyn würden, denn ich kenne ihre Lüsternheit. Sagen Sie ihr endlich, daß ich ihre Absichten schon längst nicht blos gemuthmaßt habe, daß ich aber von dem Gedanken, denselben beizutreten, weit entfernt gewesen bin.“

Man denke sich die Wut der Herzogin, die abermals im Verborgnen eine Zuhörerin

dieses Gesprächs war. Wenig fehlte, so wäre sie aus dem Nebenzimmer hervorgebrochen, und hätte den Connetable ihren ganzen Zorn empfinden lassen. Scham und Stolz hielten sie noch zurück; indessen war sein Verderben von diesem Augenblick an beschlossen. Grausam war es allerdings von ihm, daß er ihr auf eine so herbe Art seine Abneigung, ihre Wünsche zu erfüllen, zu erkennen gab; er ging aber noch weiter. Die Rache war ihm zu süß, und die Gelegenheit dazu zu erwünscht, als daß er sich dieselbe hätte sollen entgehen lassen. Der ganze Hof wurde in kurzem durch ihn mit der Geschichte seiner Liebschaft bekannt; er machte die Herzogin überall lächerlich, sprach mit Verachtung von ihr, und berührte besonders eine für das schöne Geschlecht sehr empfindliche Saite, nämlich ihr Alter, das so wenig geschickt sei, zärtliche Leidenschaften zu erregen. — Die Herzogin erfuhr fast alles wieder; es bedurfte aber keiner fernern Anfachung ihres Zorns, da derselbe ohnedies schon den höchsten Grad erreicht hatte. Alle die Martern verschmähter Liebe, die das Herz eines wollüstigen Weibes nur immer

zerreißen können, empfand sie bereits, und ihr ganzes Bestreben gieng dahin, sie dem Urheber derselben zu vergelten. So heftig ihr Haß gegen denselben auch ehemals gewesen war, so hatte er sich doch jetzt, man könnte sagen vertausendfältigt, denn er war in der That gränzenlos, und bald verspürte er die Wirkungen desselben.

Das übrige ist bekannt. Der Connetable wurde auf Anstiften der Herzogin in einen Proceß verwickelt, in welchem er alle seine Güter verlohr. Er spann hierauf eine Verschwörung in Frankreich an, und ging zugleich in kaiserliche Dienste. Karl V nahm ihn mit Freuden auf, und machte ihn zum Feldherrn seiner Armee in Italien, die in der Folge mit so vielem Glücke gegen die Franzosen focht. Franz I verlohr mit der Schlacht bei Pavia zugleich seine Freiheit, und fiel in die Hände des beleidigten Herzogs, der es ihn sehr empfinden ließ, daß das Glück seine Rache begünstigt hatte. So hatte Franz seine Gefangenschaft und Frankreich alle die Unfälle, die es während und nach dieser Epoche betrafen, blos den verliebten

Thorheiten der Herzogin von Angouleme, und ihrer Wut, sich verachtet zu sehen, zu verdanken.

Einen Beleg zu dem Satze, daß es gefährlich sei, mit vornehmen Herren zu scherzen, oder ihnen, selbst wenn sie es ausdrücklich verlangen, die Wahrheit zu sagen, liefert Büssy d' Amboise. Er war der Vertraute des Herzogs von Alençon, Bruders Heinrichs III, Königs von Frankreich, und besaß dessen Gunst in einem so hohen Grade, daß sie wie Brüder zusammen lebten, und in ihren Unterhaltungen allen Unterschied des Standes beiseite setzten. Sie waren fast unzertrennlich, und die Uebereinstimmung ihrer Gemüther, die Gleichheit ihrer Neigungen und Charaktere, schienen die sichersten Bürgen für die ununterbrochene Fortdauer ihrer Freundschaft zu seyn. Gleichwohl wurde diese nicht nur sehr lau, sondern artete auch in den unversöhnlichsten Haß von Seiten des Einen aus, der nichts geringeres als

den Tod des Andern zum Opfer verlangte, das er endlich auch erhielt.

Der Herzog gerieth einst auf den Einfall, daß er und Büssy einander die Wahrheit sagen wollten; jeder sollte ohne einige Zurückhaltung dem Andern mittheilen, was er von ihm dächte, und keiner müsse darüber böse werden. Er selbst machte sogleich den Anfang, und sagte seinem Freunde die größten Bitterkeiten. Er stünde in dem Rufe der Tapferkeit, hub er an, und er glaube auch alles gethan zu haben, um ihn zu verdienen; wenn er sich aber genau untersuche, würde er finden, daß blos die Scham, für feig zu gelten, und die Zaghaftigkeit selbst ihn ins Getümmel der Feinde triebe, damit er sich recht bald eines so schlimmen Geschäfts entledigen möchte. Im Grunde sei er äußerst furchtsam, ein innerlicher Schauder ergriffe ihn, wenn nur von einer Schlacht die Rede wäre, und er zittere bei jedem Schritte, mit dem er sich den Feinden nähere. Er habe sehr oft Gelegenheit gehabt, diese Bemerkungen zu machen. Nun kam er auf seine Liebeshändel. Er glaube, fuhr er fort, bei

den Frauenzimmern sehr gut angeschrieben zu stehen, und Eigenschaften zu besitzen, die ihn denselben angenehm machten; er müsse ihm aber sagen, daß sie blos ihr Spiel mit ihm trieben, und, weit entfernt einigen Geschmack an ihm zu finden, sich blos über seine Bewerbungen und Anträge belustigten, und hinter seinem Rücken ihren Spott mit ihm trieben.

Als er geendigt hatte, forderte er Büssy'n auf, ein gleiches zu thun. Dieser machte es sehr kurz, und sagte: Wenn er an des Herzogs und dieser an seiner Stelle wäre, so hielte er ihn nicht für gut genug, ihn zum Hundeführer zu brauchen. — Der Herzog konnte bei diesen Worten eine Aufwallung seines Zorns nicht bemeistern; er biß sich in die Lippen und rief aus: „Das war zu viel, Büssy.“ Dieser bat augenblicklich um Verzeihung, entschuldigte sich mit seinem Befehle, und sagte, daß, da er hoffentlich einräumen würde, daß von seiner Seite alles nur Scherz gewesen sei, er dies auch von ihm überzeugt, und folglich nicht empfindlich darüber seyn könne. — Der Herzog schien besänftigt, war

es aber nicht, denn von dem Augenblicke an empfand er einen Groll gegen seinen ehemaligen Freund im Herzen, der, anstatt sich zu vermindern, mit der Zeit immer tiefere Wurzeln schlug. Indessen wußte er sich doch so gut zu verstellen, daß Büssy, der selbst nicht beleidigt war, nicht den geringsten Argwohn faßte, daß der Prinz wegen jener Reden eine Feindschaft auf ihn geworfen haben könne.

Man wird leicht einsehen, auf wessen Seite das Unrecht war; da aber Prinzen nie Unrecht haben wollen, so glaubte er, daß Büssy ihm hinlängliche Veranlassung zur Rache gegeben hätte, und schwur, sie ihn empfinden zu lassen. Sie lebten indessen auf dem vorigen Fuße fort, Büssy machte den Herzog zum Vertrauten seiner geheimsten Gedanken, und dieser hütete sich wohl, ihm das geringste Mißtrauen merken zu lassen, um ihn desto sicherer ins Verderben zu stürzen. Lange hatte er auf eine Gelegenheit dazu gewartet, ohne daß sich ihm eine zeigte, die seinen Wünschen entsprach; denn er wollte durchaus den Schein vermeiden, als ob er der Urheber davon wäre. Endlich ward sein blutdürsti-

ges Verlangen erfüllt. Büssy, der einst umherschweifte, verliebte Abentheuer aufzusuchen, schrieb an den Herzog, im Vertrauen auf dessen Verschwiegenheit, daß nach vielen Bemühungen ein schönes Reh in sein Netz gegangen sei, das er sich wohl hüten werde, entwischen zu lassen. — Büssy war schon seit langer Zeit in die Gräfin Montsoreau verliebt, und hatte Anschläge auf sie gefaßt; der Herzog, dem dies nicht unbekannt war, glaubte also, daß die Rede von dieser Dame sei; indessen schadete es auch seinem Plane nichts, wenn sie es nicht war.

Er wußte, daß der Graf Montsoreau, Oberjägermeister des Königs, im höchsten Grade eifersüchtig war, und jede Beeinträchtigung seiner ehelichen Rechte blutig ahnden würde. So bald er ihn erblickte, zog er ihn auf und sagte, daß er an der rechten Stelle sei, indem seine Gemahlin Sorge trüge, daß es nicht an Wild mangele, und ihn im Nothfall selbst mit einem schönen Geweihe ziere. Dieser war äußerst betreten, und bat ihn um eine nähere Erklärung darüber. Der Herzog fuhr fort zu scherzen, stellte sich, als ob er

nicht glauben könne, daß jener nicht wisse, wer ihm ins Gehege ginge, und zog endlich, um ihn zu überzeugen, Büssy's Brief hervor. Der Graf erblaßte, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß in demselben von seiner Gemahlin die Rede sei. Sein Entschluß war bereits gefaßt; er entfernte sich ohne Zeitverlust vom Hofe, eilte nach seinem Schlosse Coutanieres, wo die Gräfin sich aufhielt, und zwang sie, einen Brief an Büssy zu schreiben, in welchem sie ihm ein Rendezvous auf die folgende Nacht gab. Diesen schickte er durch einen seiner Vertrauten ab, und Büssy, der keine Hinterlist befürchtete, erschien zu der bestimmten Stunde. Statt der erwarteten Freuden in den Armen seiner Geliebten, fand er aber zwölf Meuchelmörder, die der eifersüchtige Graf bestellt hatte, und welche ihn sogleich anfielen. So ungleich auch die Parthie war, so wurde ihnen der Sieg doch nicht leicht. Büssy kämpfte wie ein Löwe, tödtete und verwundete verschiedene seiner Gegner; sein Degen brach entzwei, er vertheidigte sich noch mit dem Stücke desselben, das ihm übrig war, bis er endlich vom Verlust des Blutes erschöpft und von vielen Wunden durchbohrt

zu Boden fiel, da ihn dann jene Böſewichter vollends ermordeten. —

Dies war das unglückliche Ende eines tapfern und verdienſtvollen Mannes, der ſein Schickſal einem unzeitigen Scherze und der tückiſchen Rachgier ſeines vorgeblichen Freundes zu verdanken hatte. Der Herzog von Alençon harrte mit Ungeduld auf Nachrichten von den Wirkungen ſeiner Verrätherei, und freute ſich herzlich, daß alles genau ſo erfolgt war, wie er es gewünſcht und berechnet hatte, ob er gleich eine tiefe Betrübniß über den Tod ſeines Freundes heuchelte.

Unter einer langen Reihe franzöſiſcher Könige war keiner ſo keuſch und weniger den Ausſchweifungen ergeben, als Ludwig XIII, und ob er gleich gegen das Ende ſeines Lebens einige Liebeshändel hatte, ſo waren ſie doch eben ſo wenig von Bedeutung, als von Folgen — eigentliche Maitreſſen, wie der größte Theil ſeiner Vorgänger und Nachfolger, hatte er nie. In ſeinen jüngern Jahren war er aber

so verschämt und züchtig, daß es nicht selten ans Lächerliche gränzte. Besonders schien er den entblößten Busen der Damen einen Krieg auf Leben und Tod angekündigt zu haben, und nichts konnte ihn mehr erzürnen und außer Fassung bringen, als wenn solche Reize zur Schau getragen wurden, oder seine Blicke von ungefähr darauf fielen. Zum Beweis dienen folgende Anekdoten von ihm:

Als er einst mit mehrern jungen Herren Ball spielte, flog ein Ball in den Busen einer der anwesenden Damen. Man scherzte darüber und forderte den König auf, ihn heraus zu holen; die Dame selbst schien nicht abgeneigt, ihm diese Gunst zu verstatten, wenigstens machte sie keine Anstalt, ihn der Mühe zu überheben, und ließ den Ball ruhig an seinem Orte liegen. Ludwig gerieth in Verlegenheit, lief ängstlich umher, wußte nicht was er thun sollte, wagte es aber doch nicht, sich dem Frauenzimmer zu nähern, ungeachtet die Andern fortfuhren, ihm Muth einzusprechen. Da er endlich sah, daß sein Ball nicht wieder zum Vorschein kam, lief er hurtig nach dem Camin, und ergrif eine Feuer-

zange, um ihn mit Hülfe derselben aus seinem Gefängniß zu befreien. Jetzt erst nahm die Dame, die sich einem solchen Experimente nicht aussetzen wollte, den Ball selbst heraus und überreichte ihm denselben, zu seiner nicht geringen Freude, ihn auf eine so wohlfeile Art wieder bekommen zu haben.

Einst kam er unvermuthet in das Zimmer seiner Mutter. Sie hatte kurz vorher einen Brief erhalten, den der König nicht sehen sollte. Als sie ihn erblickte, winkte sie dem Fräulein von Hautefort, einer ihrer Kammerdamen, den Brief, der auf einem Fenster lag, geschwind wegzunehmen. Dies geschah, allein Ludwig bemerkte es, und wurde neugierig, den Inhalt des Briefs zu wissen. Er wollte sich desselben bemächtigen, das Fräulein hielt ihn fest, und so balgten sie sich unter Lachen und Schäkern herum, und keines wollte dem andern nachgeben. Als er endlich alle seine Kräfte anstrengte, und das Fräulein merkte, daß sie das anvertraute Gut nicht länger vertheidigen könnte, schob sie den Brief schnell unter ihr Halstuch — „Hier ist er sicher,“ rief die Königin lachend aus. In der That

zog

zog sich Ludwig auch sogleich zurück, und wagte es nicht, den Gegenstand seiner Neugierde an einem Orte aufzusuchen, der für ihn entweder zu viel Heiliges oder zu viel Abschreckendes hatte.

Ein andermal gab er sein Mißfallen über die unverhüllten Busen der Frauenzimmer so deutlich zu erkennen, daß nachher keins derselben mehr wagte, in einem solchen Aufzuge sich vor ihm sehen zu lassen. Dies geschah bei der königlichen Tafel, wo eben eine zahlreiche Gesellschaft zugegen war. Zufälliger Weise saß ihm gegen über eine junge Dame mit ganz entblößter Brust, die er anfangs nicht bemerkt hatte. Kaum erblickte er sie, so stieg ihm das Blut ins Gesicht, und er konnte sein Mißvergnügen nicht bergen. So oft er die Augen aufschlug, trafen sie auf den Gegenstand, der jeden andern würde in Entzücken gesetzt haben, ihn aber mit Wut und Aerger erfüllte. Um dieses Anblicks überhoben zu seyn, drückte er den Hut tief ins Gesicht, und hütete sich so

sehr als möglich, in gerader Richtung über die Tafel zu sehen. Dem ungeachtet konnte er sich nicht beruhigen, er rückte auf seinem Stuhle hin und her, und ärgerte sich innerlich so sehr, daß der größte Theil der Anwesenden es bemerkte, ohne jedoch die Ursache ergründen zu können. Als endlich von ungefähr einer seiner Blicke den Feinden seiner Ruhe begegnete, so konnte er sich nicht länger mäßigen; er nahm einen Mund voll Wasser, und spritzte es über den Tisch hinüber in den Busen der Dame, indem er ihr zugleich zu erkennen gab, wodurch sie sich seinen Unwillen in einem so hohen Grade zugezogen hätte. — Diese königliche Ungezogenheit fand großen Beifall bei den Pfaffen und Andächtigen seines Hofs, alle die andern aber schätzten sie nach dem Werthe, den sie wirklich verdiente. —

Durch diese und ähnliche Vorfälle wurde die Intoleranz des Königs gegen weibliche Eitelkeit, die sich durch Entblößungen offenbarte, so bekannt, daß die Wachen

keinen Frauenzimmern, deren Busen nicht ganz verhüllt war, den Zutritt zu ihm verstatteten; dies ging auch so weit, daß, wenn der König in der Kirche war, die Damen, welche hineingehen wollten, und sich in diesem Stücke die geringste Sorglosigkeit hatten zu Schulden kommen lassen, entweder zurückgewiesen wurden, oder sich genöthigt sahen, erst an der Thüre ihre Toilette zu machen, um den Augen ihres Monarchen kein Aergerniß zu geben.

So sehr Ludwig XIII auch ein Sklav seines Ministers, des Kardinals Richelieu, war, dem er blindlings folgte, und nie zu widersprechen wagte, ungeachtet er sehr oft unzufrieden mit ihm war, und sich seiner Herrschaft zu entziehen wünschte, eben so stolz war er in geheim auf seine Würde; allein er äußerte diesen Stolz gemeiniglich nur bei Gelegenheiten, wo er sehr übel angebracht war. Nur Ein Beispiel davon: Er ritt einst mit einem seiner Günstlinge auf die Jagd, das Pferd des Königs wurde scheu, bäumte sich, und er verlohr den Hut. Sein Begleiter, dessen Pferd ebenfalls wild geworden war, war eben im Begrif abzusteigen, um ihn aufzuheben, als sein Pferd auf den Hut trat. Dies schien dem Könige ein so wichtiges Vergehen, daß er ihn der Nachläßigkeit und eines Mangels an Ehrerbietung beschuldigte, und der bisherige Günstling fiel von diesem Augenblick an in Ungnade. — Schon hieraus und aus andern ähnlichen kleinen Zügen kann man urtheilen, ob er den ehrenvollen Beinamen des Gerechten, den seine

Nation ihm gab, verdiente. Wenigstens kann man den Abt Siri nicht beschuldigen, daß er seinen Charakter nicht gehörig gewürdigt hätte. Dieser wurde nämlich gefragt, warum Ludwig XIII der Gerechte genennt würde. — „Vermuthlich," antwortete er, „weil er in dem Zeichen der Wage gebohren ist."

Mit nicht mehrerem Rechte verdient Ludwig XIIII den Beinamen des Großen; man müßte ihn denn desselben blos darum für würdig halten, weil er große Kriege geführt und große Ungerechtigkeiten verübt hat. Unter diese letzten gehört besonders die Widerrufung des Edicts von Nantes, wodurch der beste Theil seiner Unterthanen aus dem Reiche vertrieben wurde. Er war wirklich ein schwacher Monarch und während seiner ganzen Regierung ein Sklav seiner Maitressen — vorzüglich in den letzten Zeiten der Maintenon — und der Pfaffen, die sich seiner zur Ausführung ihrer verderblichen Anschläge bedienten. Jene Widerrufung und die damit verknüpfte Verfolgung der Protestanten war einzig und allein das Werk der Maintenon, welche den König dazu vermogte, weil, wie sie behauptete, das Heil seiner Seele in Gefahr stünde, wenn er es nicht thäte, und die Ketzer noch länger im Lande duldete.

Die Franzosen, zu der Zeit, als sie noch ihre Könige anbeteten, und selbst die

Schwachheiten derselben vergöttert, haben viel Rühmens von seinen Kenntnissen und von seiner Liebe zu den Wissenschaften gemacht. Daß er ein Beschützer der Gelehrten war, ist nicht zu bestreiten; er belohnte sie sehr oft königlich, aber blos um sich von ihnen Weihrauch streuen zu lassen, womit diese auch nicht karg waren — daß dieser Schutz einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Wissenschaften und Künste hatte, kann man ebenfalls nicht läugnen; allein die Kenntnisse dieses Prinzen selbst waren sehr eingeschränkt, und seine Erziehung war so vernachlässigt worden, daß er außer seiner Muttersprache keine einzige verstand. — Als die königliche Kapelle einst eine Motette aufführte, in welcher der Componist das Wort Quemadmodum sehr weitläuftig und mit vieler Kunst ausgeführt hatte, fragte der König, wer der Prinz Quemadmodum sei, dessen Name hier so oft vorkäme.

Wäre er aber auch besser und weiser gewesen als er wirklich war, so würden

ihn doch die Schmeichler, von denen es an seinem Hofe wimmelte, und die gleichsam mit einander wetteiferten, wer die Schwachheit des Königs, der ihre übertriebenen Lobsprüche für reine Wahrheit nahm, am besten mißbrauchen könnte, wahrscheinlich verdorben haben. Dieses Ungeziefer hatte sich ihm so unentbehrlich zu machen gewußt, daß er es nicht nur duldete, sondern auch mit Belohnungen überhäufte. Nur diese machten ihr Glück bei Hofe, indessen die Redlichen, die wahren Patrioten, trotz Ludwigs gepriesener Großmuth, oft genug darben mußten. — Unter jenen niedrigen Schmeichlern verdient unstreitig der Herzog von Antin den ersten Rang. Diese knechtische Seele schien es ganz darauf angelegt zu haben, Ludwigs Kopf zu verwirren, und ihm den Wahn einzuflößen, als ob er aus einem bessern Stoffe geformt sei, als andere Sterbliche, und nicht nur höhere Einsichten, sondern auch größere Macht besäße, als je einem unter ihnen zu Theil geworden wäre.

Er war Oberaufseher der königlichen Gebäude. Wenn er erfuhr, daß der König sich auf eins seiner Lustschlösser begeben wollte, so ging er zuvor dahin, ließ einige von den am meisten in die Augen fallenden Statüen aufheben, und zwischen dieselben und die Fußgestelle kleine Steine legen, daß sie schief stehen mußten. Der König kam, besah die Gärten, und Antin sorgte dafür, ihn besonders an die Oerter zu führen, die seine Aufmerksamkeit erregen sollten. Ludwig bemerkte sogleich, daß die Statüen schief stünden, Antin besah sie von allen Seiten und behauptete er sähe nichts, sie stünden schnurgerade. Der König blieb dabei, und sagte, es müße irgendwo ein Fehler seyn; der Herzog stritt noch immer, und that, als ob er sich sehr dabei ereiferte. Nun wurde die Sache genau untersucht, man fand die Steine, und nun ergoß der Schmeichler einen Strom von Lobeserhebungen, und schwur, der König hätte nicht nur ein besseres Augenmaas, sondern besäße auch mehr Kenntnisse, als alle Künstler und Bauverständigen im ganzen Königreiche zusammen genommen.

Ein andermal bezeugte Ludwig sein Mißvergnügen über eine Allee; der Herzog nahm eine Menge Arbeiter zusammen, und ließ sie in vier und zwanzig Stunden umhauen. Zwei Tage darauf kam der König wieder den nämlichen Weg, sah die Allee nicht, erstaunte, und fragte Antin, wo sie hin wäre — „Sie ist verschwunden," antwortete dieser, „weil sie das Unglück gehabt hat, sich das Mißfallen Eurer Majestät zuzuziehen." — An dergleichen Schmeicheleien, die er, so plump sie auch waren, für sehr fein hielt, fand der Monarch ein großes Behagen. — Bei einer ähnlichen Gelegenheit machte es der Herzog noch ärger. Der König hatte bei einem seiner Lustschlösser einen Wald, den er nicht leiden konnte, weil er ihm die Aussicht verdarb. Kaum erfuhr dies Antin, so ließ er die Bäume nahe an der Wurzel durchsägen, doch so, daß sie nicht ganz davon getrennt wurden. Dann wurden Stricke an dieselben befestigt, und nach verschiedenen Richtungen Leute, wozu er einige tausend brauchte, hingestellt, welche die Stricke hielten. Kaum waren alle

Veranstaltungen getroffen, so ließ er den König zu einer Spazierfahrt in diese Gegend bereden. Als er an den Wald kam, brachte man die Rede darauf, und Ludwig wiederholte seinen Wunsch, daß er weg seyn möchte. Der Herzog, der nur darauf gewartet hatte, sagte: „Wenn Sie befehlen, Sire, so ist er den Augenblick nieder." Der König erwiederte lachend: „Nun, „wenn es blos auf meinen Befehl ankommt, „wohlan, ich befehle es." — Der Herzog gab das verabredete Zeichen, die Arbeiter zogen die Stricke an, und der Wald lag. — Die Herzogin von Bourgogne, die mit mehrern Damen bei dem König saß, rief bei dieser Gelegenheit aus: „Wie gut ist „es, daß Seine Majestät nicht unsre Köpfe „verlangt haben! Der Herzog von Antin „würde sie eben so geschwind haben fallen „machen."

Wer ist verächtlicher? Der Schmeichler, der sich durch solche Handlungen geltend zu machen sucht, oder der Monarch, der ihn duldet?

University of
Connecticut
Libraries

39153029052034